



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o 22.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Herbststürme hatten sich angemeldet, die Nordsee schlug große Wogen, die brausend die sandige Küste hinaufstürzten und tausend wieder zurückglitten. Die Möven kreischten um die Leuchttürme, der Himmel war grau und die Segelschiffe auf dem Wasser flogen schief stehend, die Segel voll, und die Wimpel der Schiffe im Hafen hatten stets eine Richtung, steif wagerecht, als ob sie aus Blech wären.

Fräulein Elmenreich ging nicht mehr zum Strande, weil der Wind zu stark blies, sie strickte jetzt in ihrem Zimmer und gönnte sich auch hier und da Zeit, ein Buch zu lesen.

Ihr Leben floss ruhig dahin, sie hatte keine Sorgen, — hätte glücklich sein können, wenn nicht die Erinnerung, die wehmützig schmerzliche Erinnerung gewesen wäre. In ihrem Herzen und ihren Gedanken war ihr Sohn nie gestorben, er lebte in ihrer Seele, sie stellte sich ihn vor, wie er jetzt aussähe: groß, schlank, ritterlich schön, blond und blühend kraftvoll, sie rechnete jeden Monat aus, wie alt er jetzt wäre, — und dann weinte sie leise, stumme Thränen und ergriff ihr Strickzeug und strickte trampfhaft...

So saß sie heute, eifrig die Nadeln regend, um sich diese Gedanken fortzutreiben, als der Briefbote ihr einen Brief und zwar einen solchen wieder aus Holland brachte.

Fräulein Elmenreich kannte die Handschrift und sie erschraf. Es waren dieselben Schriftzüge, mit welchen ihr das Geld geschickt worden. Jetzt stand aber eine Unterschrift am Ende des Briefes und diese lautete „Blomlist“.

„O, dieser schreckliche Mensch,“ murmelte die alte Dame, „was will er nur?“ und sie begann zu lesen: „Meine verehrte Frau van Heeren!“

„Ihr Sohn lebt und ist gefunden. Er war gefunden, als ich bei Ihnen in Cuxhaven war, aber Ihr Sohn war beschuldigt einer schmachvollen That, er stand im dringenden Verdacht, gestohlen zu haben, und unter diesen Umständen hielt ich es für besser, zu Ihnen von Ihrem Sohne gar keine Kunde gelangen zu lassen. — Jetzt steht Ihr Sohn von diesem Verdacht gereinigt da, — allerdings befindet er sich noch im Gefängnis, es lastet noch etwas Unaufgeklärtes,

gleichfalls die Theilnahme an einem Verbrechen, auf ihm, — darüber jedoch dürfen Sie ruhig sein. — Ihr Sohn ist ein reiner, guter Mensch, das sage ich Ihnen, ein Entdeckungsbeamter — ein geheimer Polizist, wie es in Deutschland heißt, und Ihr Sohn wird so sicher freikommen, als Sie diesen Brief jetzt vor sich sehen, — das glaube ich! — Nun aber dürfte es möglich werden, daß Ihre Gegenwart hier am Orte mit allen Papieren, die Sie in Hinsicht auf Ihre Ehe und diesen Sohn besitzen, dem Angeklagten nützlich sich erweisen, ja unter Umständen nothwendig werden könnte, und ich wollte Sie deshalb einladen, nach Amsterdam zu kommen, mir aber vorher zu telegraphiren, ob und wann Sie abreisen werden. Ich erwarte Sie am Bahnhof. Es schreibt diese Zeilen ein Freund Ihres Sohnes, Jemand, der aus seinem Verfolger sein Freund geworden ist. Sie dürfen diesem vollständig vertrauen. Ihr Sie verehrender

Sevenster Blomlist,

Amsterdam, am „Park Wohlgelegen“.

Fräulein Elmenreich ließ den Brief auf ihren Schooß sinken und sah mit großen, starr geöffneten Augen da. Ihr Geist konnte mit einem Male all' die Unerhörte nicht fassen. Erst allmählig machte sie sich klar, was die Schreiber bedeute. „Er lebt,“ sprach sie — „mein Sohn, er

lebt. Es ist also wahr, ist wahr, so wie ich stets gefühlt, wie ich immer geglaubt habe; er lebt und ich soll zu ihm, denn er kann nicht zu mir kommen, er ist angeklagt,“ — sprach sie bei sich weiter, — „er ist angeklagt, mein gutes Kind, unschuldig angeklagt, und seine Mutter kann ihm nützen. Ich reise sogleich hin,“ — sagte sie laut, — „natürlich reise ich gleich hin, er ist ja mein Kind und ich muß ihn sehen.“ Mit einem Male ward sie trübe und nachdenklich. — „Amsterdam ist weit, und ich bin noch nie weiter als von Hamburg nach Cuxhaven gefahren, — wie soll ich dahin kommen?“ Wüßte jedoch überflog ein zartes Roth ihr blaßes Gesicht und ihre Augen leuchteten. „Ich werde den Weg dorthin finden,“ sprach sie erregt, „denn ich, seine Mutter, suche ja meinen Sohn, ich werde ihn wiedersehen, sein Angesicht schauen, ihn haben, küssen als meinen Sohn — das wird der Stern sein, der mich zu ihm leitet, das ist das Ziel, wohin die Reise geht; ach, sie ist ja nur so klein, denn ich werde ihn finden, meinen Paul, meinen lieben Paul,“ und Fräulein Elmenreich eilte, Thränen in den Augen und glücklich schluchzend, an ihre Kommode, zu ihrem Schrank, sie packte hastig einen kleinen Koffer voll, — sie lief auf den Bahnhof und kaufte sich einen Fahrplan, sie studirte diesen mit größtem Eifer und



Der kleine Kapitän. (S. 255.)

klein und eilte zum Telegraphenbureau, wo sie Herrn Blomkist telegraphierte.

Natürlich machte diese Geschäftigkeit der sonst so stillen alten Dame in Guxhaven Aufsehen, zuerst setzte die Telegraphisten in Erstaunen, der Beamte fragte, ob das Fräulein allein nach Amsterdam reisen wolle.

„Natürlich,“ erwiderte Fräulein Elmenreich, „denn mein Sohn ist ja gefunden.“

„Ihr Sohn, Fräulein Elmenreich?“ staunte der Telegraphist, das alte „Fräulein“ seltsam ansehend.

„Ja, ja, mein Sohn, der wiedergefunden ist,“ antwortete die alte Dame ungeduldig. „Er ist da, er ist in Amsterdam und ich will gleich zu ihm.“

Der Telegraphist glaubte nichts Anderes, als daß Fräulein Elmenreich durch die glückliche Aenderung in ihren Verhältnissen, welches Ereignis in dem kleinen Orte auch schnell allgemein bekannt geworden war, den Verstand verloren hätte. Er theilte bei der Mittagstafel, welche ihn mit dem Polizeivorstand zusammenführte, seine Wahrnehmungen mit, — dieser zeigte sich jedoch zur Verwunderung des Telegraphenbeamten durchaus nicht so überrascht, zu hören, was die alte Dame vorhatte, wie der Erzähler die voraussetzte. Der Assessor ward nachdenklich bei dieser Mitteilung, erwiderte nichts darauf und begab sich gleich nach dem Essen zu der alten Dame, die sein Interesse erweckt hatte und seine Theilnahme besaß, und fragte sie, ob er ihr dienlich sein könne.

Das Fräulein zeigte ihm den Brief des Herrn Blomkist, der Beamte las ihn sorgfältig durch.

„Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, Frau van Heeren,“ sprach er dann. „Der Abend Ihres Lebens wird Sie jetzt entschädigen für vielen Kummer, den Sie diese langen Jahre ertragen. Sie haben das Glück verdient, Frau van Heeren, wahrlich verdient. — Kann ich Ihnen behülflich sein? Sie sprechen Holländisch?“ erkundigte sich der Assessor.

„Fast wie meine Muttersprache,“ antwortete Fräulein Elmenreich. — „Aber hier finde ich mich nicht ganz gut heraus,“ und die Dame reichte dem Beamten den Fahrplan und bat ihn, ihr genau die Tour zu beschreiben.

Der Beamte übernahm es jetzt, die alte Dame mit allem Nöthigen zu versehen und zu unterrichten, wie sie reisen sollte.

Noch in derselben Nacht fuhr Fräulein Elmenreich oder Frau van Heeren, wie wir eigentlich sagen müßten, über Hamburg dem Westen und ihrem Sohne zu.

Herr Simson, der Verteidiger Paul Sivers, war während dieser Zeit nicht unthätig gewesen. Er sah jetzt wieder bei seinem Freund, Herrn Blomkist, und besprach sich mit diesem.

„So wären wir denn der Diamantendiebstahlsgeheule ledig, das war ein schweres Gericht, Herr Direktor,“ sprach Herr Simson, nachdem Herr Blomkist seinen Bericht von der Ergreifung des wirklichen Diebes geendet, — „das Material für diesen hat jetzt schon der Staatsanwalt. Es ist ihm heute früh übergeben worden und Sie werden vielleicht heute Abend schon in Kenntnis gesetzt werden, daß in dieser Angelegenheit gegen Paul Sivers gar nicht verhandelt wird.“

„Herr Blomkist, das ist ein Stein aus dem Wege,“ fuhr Herr Simson fort, „in Anklage zwei wird uns jedoch nichts weiter übrig bleiben, als alle Verdachtsmomente der Brandstiftung auf den van Heeren zu wälzen, — dieser Beschuldigte wird dann Angeklagter. Von ihm geht ja auch die Anschuldigung gegen Paul Sivers aus, allerdings bestätigt die Mannschaft, was der Kapitän sagt. — Der Hauptzeuge Ben Halim ist todt.“

„Zum Glück für den Kapitän, wie ich glaube!“ flucht Herr Blomkist ein.

„Aber auch zum Glück für uns,“ sagte Herr Simson, „denn dieser Mann hätte wahrhaftig den Paul Sivers nicht geschenkt.“

„Allerdings nicht,“ gab Herr Blomkist zu, „aber ich bin der Ansicht, dieser Schwarze hätte viel mehr zum Nachtheil des Kapitans als unseres Schütlings auszusagen können. Es unterliegt für mich gar keinem Zweifel, daß der Kapitän diesen Burschen aus der Welt geschafft hat, allerdings in hohem Grade geschickt und glücklich für seine Partie, weil er ihm anfangs unbehagen und gefährlich zu werden, lebiger, werther Freund, was haben Sie in Bremen erfahren?“ erkundigte sich Herr Blomkist.

„Nicht sehr viel,“ gab der Verteidiger zurück. „Der Schiffer Namens Janzen ist mit seinem Schooner einige Tage, nachdem er in Bremen gelegen, nach Rußland gefahren, nach Kronstadt. — Er führte französischen Rothwein dorthin, den er in Bremen selbst — ich habe den Lieferanten gesprochen — gekauft hat. Der Ruf dieses Mannes ist schlecht, er war früher ein gefährlicher Schmuggler. Ich bat telegraphisch in Kronstadt, auf den Mann ein Auge zu haben, ob er nicht Uhren dort einschmuggeln würde, bin jedoch bis jetzt ohne Nachricht. Es liegt also Alles noch so wie bisher. Verdachtsmomente, daß van Heeren das Schiff in Brand gesteckt, sind genug da, aber überführen kann man ihn mit diesen nicht, bis man nicht erwiesen, daß er einen guten Grund hatte, die Ladung des Schiffes zu vernichten, weil diese völlig werthlose gegen die werthvoll versicherte ausgetauscht worden. — Gerade dieser Punkt fehlt uns und darüber könnte Paul Sivers, wie es scheint, viel sagen, wenn er wollte.“

„Nehmen wir einmal jetzt den Fall an, Herr Rath,“ sprach der Detektive dagegen, „jener Sivers sagte nichts aus, er behauptete, nichts wahrgenommen zu haben in den Nächten der Wache, — ein Beweggrund, weshalb er die „Anna“ sollte in Brand gesteckt haben, ist unerfindlich, plötzlicher Wahnsinn wissenschaftlich ausgeschlossen, — was dann, Herr Rath?“

„Dann müßte er wegen mangelnden Beweises freigesprochen werden. Die Aussage der Mannschaft jedoch ist gefährlich, Herr Direktor, die Leute sagen einstimmig, Paul Sivers habe, statt schlafen zu gehen, sich auf seltsame Weise unten im Schiffe zu thun gemacht, ja Einzelne, nämlich Jene, welche unten schliefen, behaupteten, ihn in dem neben ihren Messen liegenden Lagerraum, von dem das Feuer zuerst auskam, rumoren gehört zu haben.“

„Ja wohl,“ bestätigte Herr Blomkist, — „hingegen sagen Jene, welche Dienst hatten, daß sie den Kapitän plötzlich aus dem Güterraum in sein Zimmer, und von diesem erst auf Deck springen sahen, als der Rant zwischen dem Reger und Paul Sivers ausbrach. Ich bin der Ansicht, daß das Zeugniß der Wachenden jenes der im Schlafraum, die nur hörten, indeß die Anderen sahen, überwiegen wird.“

„Es ist wahrhaftig ein sehr schwieriger Fall,“ — rief Herr Simson nachdenklich aus. „Es hängt jetzt Alles von dem ersten Verhandlungstag ab, von dem Eindruck, den van Heeren macht, und dann von seiner Aussage. Van Heeren wird zuerst wegen vorsätzlichen Mordes, eventuell wegen Totschlags, schließlich wegen Ueberschreitung der Nothwehr angeklagt werden, und dann tritt er als Hauptbelastungszeuge gegen Paul Sivers auf. Wird er der vorsätzlichen Tödtung überwiegen, erhalten wir noch Verdachtsmaterial hinsichtlich des Schiffes, haben wir leichtes Spiel. — Wie ich diesen alten, eisernen Burschen jetzt kennen gelernt habe, dürfte mein Stand ein sehr schwieriger werden.“

Herr Blomkist sah sinnend vor sich hin. Endlich sagte er:

„Verzeihen Sie, Herr Rath, wenn ich Ihnen etwas verschweige, was möglicherweise der Angelegenheit eine ganz andere Richtung geben kann. Ich habe aber meine Gründe, diese Dinge nicht allgemein bekannt werden zu lassen. Der Prozeß ist sensationell. Ganz Holland bekümmert sich um ihn, die Zeitungen besprechen ihn in allen Einzelheiten, es ist schon bitter genug für den jungen Mann, daß er unter dieser Anklage steht, läßt sich jene Sache nun, welche ich meine, wenigstens von der öffentlichen Verhandlung fern halten, ist viel gewonnen für unsern Klienten, es könnte dieß von großem Vortheil für die Zukunft des jungen Mannes sein. Ich handle hier auch im möglichen Interesse einer Familie, welche in unserer Stadt zu den ersten gehört, und möchte daher die Dinge nicht in die Handlung geworfen haben, wenn dieß nicht unumgänglich nöthig ist, — das wird sich ja im Verlauf der Verhandlung zeigen, erfordert die Entwicklung der Sache es, dann gebe ich, was ich habe, Ihnen in die Hand. Es ist auch eben noch Zeit. Wann ist der Termin festgesetzt?“ fragte Herr Blomkist.

„Auf übermorgen um neun Uhr Vormittags.“

„Dann bis dahin auf Wiedersehen, ich bin bei dem Fall Sivers amtlich ja auch beschäftigt. Wir werden uns bei der Verhandlung begegnen und können dann, was der Augenblick erfordert, zu Rathe ziehen.“ Und Herr Blomkist reichte dem Verteidiger, der sich verabschiedete, warm die Hand.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ein trüber Himmel lag über Holland, der Wind peitschte das große gelbe Wasser der Zuidersee, er thürmte donnernde Wogen draußen auf dem Meere, er machte das Wasser der Kanäle trüb, er drehte die Windmühlen so wild und hastig, daß die Mäuler die Flügel abdecken mußten, fuhr laufend auf den nassen Wiesen einher und schüttelte und rüttelte an den regentriefenden Büschen — das tiefe Blau und die Sonnenblicke, welche hie und da freundlich über das Land schauerten wollten, nach wenigen Minuten zerstörend.

An solchen Tagen pflegt der Amsterdamer gern im Zimmer zu sitzen, die Frauen schon mit den messingenen Fußwärmern, Stooßes, unter den Füßen. Heute aber war trotz dieses wilden Herbstwetters ein großer Zulauf zum Justizpalast, weil die Aufsehen erregende Sache van Heeren's, eines bekannten Kapitans, und der Schiffbrand der „Donna Anna“ mit dem merkwürdigen Paul Sivers verhandelt werden sollten.

Der große Saal des Justizpalastes mit der holländischen Fahne über dem hufeisenförmigen Tisch der Richter und des Staatsanwaltes war im Zuschauerraum Kopf an Kopf gefüllt. Die Schreiber saßen an ihren Tischen, der Staatsanwalt blätterte in den Akten, — auf dem grünen Tisch lag die große, alterthümliche Pistole, mit welcher van Heeren den Reger erschossen, und auf dem Tisch der Geschworenen, zur rechten Seite des Richtertisches, eine Zeichnung mit der Abbildung des Zimmers van Heeren's, wo das Verbrechen geschehen; der Staatsanwalt gab ein Zeichen und van Heeren wurde hereingeführt. — Er ging fest und stämmig wie gewöhnlich, hatte seinen langen blauen Rock an und auch die lakirte Kapitänsmütze auf seinem in der letzten Zeit stärker grau gewordenen Kopfe.

Er verneigte sich flüchtig vor den Richtern, würdigte den Zuschauerraum keines Blickes und nahm auf der Anklagebank Platz, scheinbar ganz ruhig einen Bogen Papier entfalten.

Die Verhandlung begann.

Der Staatsanwalt las die Anklage gegen Ludwig Kurt van Heeren, nachdem die üblichen Formalitäten vorausgegangen waren. Er beschuldigte van Heeren des Mordes an Ben Halim, dem afrikanischen Steuermann des Kapitans. Die Anklage schilderte die ganze „Donna“-Affäre genau so in den zehn Punkten, wie wir sie aus der Unterredung Blomkist's mit dem Verteidiger kennen.

„Was in jener Nacht mit der Schiffsladung geschah“ — schloß der Anwalt, „wissen wir nicht. Ben Halim aber wußte es, — er fing an, dem Kapitän gefährlich zu werden, und dieser erschoss ihn. Ein ungeheurer Betrug, — ich behalte mir diese Anklage gegen den Kapitän vor, — hatte diesen Mord zur nothwendigen Folge.“

Der Verlesung folgte eine lautlose Stille. — Van Heeren saß da mit unbewegtem Gesicht, dieß Alles anhörnd.

Auf die Frage des Oberrichters, ob van Heeren sich schuldig bekenne, antwortete dieser, jetzt sich erhebend, mit einem lauttönennden „Nein!“

Jetzt wollte der von der Regierung dem Kapitän trotz dessen Protestes gestellte Verteidiger reden.

Van Heeren schnitt ihm aber das Wort ab.

„Meine Herren!“ begann er laut und klar, die Geschworenen durchdringend ansehend. „Meine Verteidigung wird kurz sein. Was der Herr Staatsanwalt eben hinsichtlich der Donna Anna-Affäre entwickelt hat, macht seinem Scharfsinn alle Ehre, nur schade für den Herrn Staatsanwalt, daß alles dieß reine Phantasie ist — Staatsanklagerphantasie! Jeder so tüchtige Staatsanwalt, wie der Herr, welcher mich anklagt, wird Ihnen hundert ähnliche Geschichten glaubwürdig — bis auf die Hauptsache, welche in diesem Fall stets fehlt, wie auch hier — vorzählen können. Ich habe eigentlich nichts mehr hinzuzufügen, als was ich schon ausgesagt, — das heißt den tatsächlichen Verlauf der Sache, berichten — also keine Phantasie, meine Herren. Der Mann wollte Geld von mir, ich konnte ihm keines geben, er warf mir alle ehrenrührigen Schimpfnamen, die unsere Sprache hat, an den Kopf, ich sprang auf ihn zu, um ihn aus dem Zimmer zu werfen, — er zog sein Messer und drang auf mich ein, ich ergriff die Pistole und spannte den Hahn, — jetzt wandte sich die schwarze Bestie zu meinem Büchsenständer in der Nähe der Thür, ich wußte, was jetzt geschehen würde, und machte den Hund unschädlich. — Nun, wenn das Mord ist, meine Herren, so muß ich gestehen, daß ich, wenn mir dasselbe in diesem Augenblick noch einmal passirte, vor Ihnen hier, in Ihrer Aller Gegenwart, genau so handeln, ja noch hundertmal so handeln würde, denn bevor ich mich da ruhig niederschließen lasse, schieße ich eben selbst — weiter habe ich nichts mehr zu sagen!“

Klas und Andreas wurden jetzt vernommen; sie hatten nur gehört, daß der Reger schrie und den Kapitän „Schuft“ nannte. Als sie in's Zimmer kamen, lag der Reger schon regungslos am Büchsenständer.

Der bestellte Verteidiger erklärte die Stellung des Kapitans, wies darauf hin, daß das Messer in der Hand des Regers gefunden wurde und dergleichen mehr.

Die Geschworenen zogen sich zur Berathung zurück. — Sie erschienen nach kurzer Zeit wieder und ihr Ausspruch lautete auf „Nicht schuldig.“

In des Kapitans Gesicht zuckte keines seiner tausend Fältchen.

Im Zuschauerraum gab es ein lautes Gemurmel und der Richter erhob sich, um die Formalitäten der Freisprechung auszuführen.

Es trat eine Pause von einer Stunde ein, welche der Kapitän im Saale sitzend zubachte. Er ließ sich Grog bringen.

Die Mannschaft der „Donna Anna“ ward in den Saal geführt und nahm bei dem Kapitän, der jetzt auf die Zeugenbank sich versetzt hatte, Platz.

Der Kapitän bat seinen Maschinisten, ihm noch ein Glas Grog zu verschaffen. — Er fühlte sich müde in den Knochen von der Gefangenschaftsluft, die einem Seemann nicht taugt, wie er sich ausdrückte. Er trank das große Glas des heißen, starken Getränkes in einem langen Zug hinunter.

Ein anderer Staatsanwalt erschien im Saal, andere Schreiber und Herr Simson trat ein und nahm Platz auf der Bank der Verteidiger. Die Glocke des Präsidenten erscholl. — Paul Sivers wurde zur Thür hereingeführt. Ganz elegant, schwarz gekleidet, das dunkle Haar wieder lang gewachsen, bleich, sanft die großen braunen, melancholisch verschleierte Augen wie suchend im Saale umher-schweifend lassend, — machte sein Erscheinen Aufsehen unter dem Publikum, — ganz besonders auf der Tribüne der Damen, wo sich ganze Bänke erhoben, um den Angeklagten besser sehen zu können.

Paul Sivers stand jetzt dem Kapitän gegenüber, — dieser hatte sich beim Eintritt des Angeklagten erhoben, — er zeigte große Erregung, er setzte sich hastig auf seinen Stuhl wieder nieder und vermied sichtlich, auf seinen ehemaligen Schiffsmann zu blicken.

Paul Sivers sah auch den Kapitän nicht an.

Der neue Staatsanwalt begann die Anklage gegen Paul Sivers aus Paris, unbekannter Herkunft, wegen Brandstiftung auf der „Donna Anna“, welches Verbrechen Menschenleben in hohem Grade gefährdet und Ladung nebst Schiff vernichtete, zu erheben. Gründe hiezu unbekannt.

Wahnsinn nach der Untersuchung der Experten nicht anzunehmen. — Die völlig glaubwürdigen Aussagen sämtlicher Zeugen wiesen aber auf den Angeklagten als Urheber hin. Der Kapitän wurde aufgefordert, hier vor den Geschworenen seine auf Spielereien und in der Vorvernehmung gemachten Aussagen zu wiederholen.

Er erhob sich straff und elastisch wie immer vor Stühle. „Meine Herren,“ sprach er, „in der langen Untersuchung, die ich erduldet, habe ich Zeit zum Nachdenken gehabt und es sind mir jetzt Zweifel aufgestiegen, ob meine erste Aussage richtig war. Ich halte es,“ fuhr der Kapitän mit erhöhter Stimme fort, „nämlich für nicht ganz unmöglich, daß der Neger selbst das Schiff angezündet haben könnte — aus Rache gegen mich, weil ich seine tollkühnigen Ansprüche auf meine Tochter, wie es sich gebührte, mit Spott und Lachen abwies, — diesen jungen Mann aber, so scheint es mir jetzt, stürzte er aus Eifersucht eben wegen dieser meiner Tochter in's Wasser. Die letzte Unterredung, welche ich mit dem schwarzen Halunken hatte, gab mir den ersten Anstoß zu diesen Zweifeln.“

„Konnte der Neger Grund zur Eifersucht auf Sie haben?“ fragte jetzt der Obmann der Geschworenen den Angeklagten.

„Fräulein van Heeren war freundlich gegen mich,“ gab Paul Auskunft, „weiter nichts, — daß der Neger mich aus Eifersucht in das Wasser stieß, ist sicher, denn als er mich an die Oeffnung drängte, rief er mir in's Ohr: „Einzig und allein schon des schönen weißen Mädchens wegen mußt Du hinunter,“ und er konnte niemand Anderes als das Fräulein van Heeren meinen.“

Ein anderer Geschworener erhob sich. „Haben Sie irgend etwas gesehen, was darauf weisen könnte, daß der Neger das Schiff in Brand steckte?“ fragte er den Angeklagten.

„Ich bemerkte nichts,“ antwortete Paul. „Einer der Gerichtsbeisitzer stand auf. „Haben Sie Verdacht auf jemand Anderen als Thäter?“ fragte er Paul.

„Nein!“ gab dieser zur Antwort. Die Mannschaft wurde jetzt aufgefordert, zu berichten, ob es ihnen möglich scheine, daß der Neger das Schiff angezündet haben könnte. (Fortsetzung folgt.)

Stolz und Eigendünkel.

Eitelkeit, Stolz, Hochmuth, Dünkel stieken alle aus derselben Quelle: aus der übertriebenen Werthschätzung wirklicher oder vermeintlicher persönlicher Vorzüge und Verdienste.

Beginnen wir, um das Uebliche dieser übertriebenen Werthschätzung einleuchtender zu machen, mit der harmlosesten, weil in der Regel nur lächerlichen Sorte des Dünkels: mit dem Geldstolze. Auf was gründet sich dieser?

Auf Reichthum, und zwar entweder auf erworbenen oder auf selbst erworbenen, bisweilen auf erscheinenden und in manchen Fällen auf ein mixtum compositum dieser verschiedenen Besitzquellen. Welches Verdienst ist es nun aber, reiche Väter, Mütter, Oheim, Tanten u. d. d. zu haben? Welches Verdienst ist es, einen Gewinn in der Lotterie zu machen? Das sind Glücksfälle, die Jedem zu Theil werden können, auch wenn er dieser Günst des Geschicks noch so wenig würdig ist. Auf etwas rein Zufälliges hat etwas einzubilden und aus dieses Zufälligen willen mehr Geltung in der Welt zu beanspruchen, ist gewiß eine große Thorheit.

So hat wohl der Stolz auf erworbenes Vermögen Berechtigung vor der Vernunft? Auch der nur in sehr beschränktem Maße. Denn wodurch erwirbt man denn Vermögen? Durch Fleiß, Sparbarkeit, Geschäftsgeist und andere schätzenswerthe Eigenschaften. Woher kommen diese? Sie sind theils angeboren, theils anerzogen. Die angeborenen verdanken wir unseren Eltern und übrigen Vorfahren, die anerzogenen theils unseren Erziehern und Lehrern, theils dem Leben selbst, das nicht der schlechteste unter den Erziehern ist. Also auch die anerzogenen sind kaum unser Verdienst zu nennen.

Aber erzieht sich der in's Alter der geistigen Reife getretene Mensch nicht auch selbst? Gewiß thut die jeder strebsame Mensch. Jedoch was gehört zur Strebsamkeit? Güter Wille. Und woher kommt der gute Wille? Er ist ein Geschenk der Natur, die den Einen damit ausrüstet, den Andern nicht. Wie käme es sonst, daß von zwei Brüdern, welche von denselben Eltern abstammen, dieselbe Erziehung genossen haben, unter derselben Umgebung aufgewachsen sind, der eine voll guten Willens ist, während der andere dem Guten ganz und gar abgeneigt ist und nur laienhafte und boshafte Reigungen zu haben scheint? Es wird wenige Leser dieser Zeilen geben, die nicht im Kreise ihrer Bekannten eine oder die andere Familie zu bezeichnen wüßten, welche das Unglück haben, moralische Mißgeburten dieser Art unter ihren Kindern zu zählen.

Der Besitz von Geld, gleichviel, ob erbt oder durch Glücksfälle gewonnen oder durch eigene Anstrengung erworben, begründet somit kein moralisches Verdienst, außer in dem Falle, wenn davon ein vernünftiger, auch den Mitbürgern oder dem allgemeinen Wohle frommender Gebrauch gemacht wird. Welche Berechtigung hat also der Stolz darauf?

Allerdings ist das Geld in der Hand Vernünftiger ein höchst schätzbares Mittel zur Veranheimlichung des Lebens, zur Sicherstellung der Familie gegen Mangel und Noth, zur Begründung und Erhaltung der Unabhängigkeit von Andern und zur Befreiung von jenen gemeinen Sorgen und Kümernissen, an welchen sich so viele gute Menschen ihr ganzes Leben hindurch, und oft erfolglos, abarbeiten müssen. Wenn sich der Reiche dieser Vortheile freut, so ist es ganz natürlich und mag ihm gegönnt werden. Diese Freude sollte aber nicht zu einem Gefühl der Selbstüberhebung, sondern zur Dankbarkeit gegen das Geschick führen, das ihn entweder ein klingendes Kapital oder, was noch weit mehr werth ist, ein Kapital an jenen Eigenschaften erben ließ, durch welche klingendes Kapital geschaffen werden kann, nämlich Fleiß, Sparbarkeit, Fleiß, Sparbarkeit.

Betrachten wir nun den Adelsstolz. Der Adel ist, wie das Geld, entweder erbt oder erworben. Vom erbten Adel gilt dasselbe, was vom erbten Gelde gilt.

Er ist ein Zufall der Geburt, der keinerlei persönliches Verdienst begründet, auf den man daher stolz zu sein keine Ursache hat. Den Adel erwerben kann man allerdings nicht ohne persönliches Verdienst. Aber dieses Verdienst ist die Frucht von Eigenschaften, die wir ebenfalls von unseren Eltern und Vorfahren erbt haben, z. B. Talente, Fähigkeiten, Patriotismus, Opferwilligkeit u. d. d. Trägt man diesen angeborenen oder anerzogenen Eigenschaften gehörig Rechnung, so findet sich, daß unser eigenes Verdienst — ich rede hier von dem moralischen, nicht thätlichen — sich auf ein äußerst bescheidenes Maß beschränkt.

Vernünftigerweise sollte erworbener Adel höher geschätzt werden als erbter. Die ist aber bekanntlich nicht der Fall. Vielmehr genießt der Adelstitel um so mehr Ansehen in der gesellschaftlichen Welt, in je fernere Zeiten er zurückreicht. Es geht mit dem Adel wie mit dem Weine, der um so besser sein soll und um so theurer bezahlt wird, je älter er ist. Die Begründung jenes Spielart des Adelsstolzes, den man Ahnenstolz nennt. Der Ahnenstolz erklärt es, daß Neugeborene ziemlich lange Zeit brauchen, bis sie auf dem Fuße völliger Gleichheit vom alten Adel behandelt werden. Die kommt vielleicht daher, daß der Adel heutzutage allzu leicht, ja oft auf ganz sonderbare Art erworben werden kann. Beim alten Adel, dessen Ursprung für die profane Menge sich in mythisches Dunkel verliert, kann man wenigstens hervorragende Verdienste des Ahnherrn voraussetzen, während bei den, in der nüchternen Gegenwart unter unseren Augen stattfindenden Adelsverleihungen jede Illusion wegfällt.

Seitdem der Adel seine früheren Privilegien eingebüßt, hat er von seinem Ansehen viel verloren. Dennoch erfreut er sich auch jetzt noch, wenigstens in monarchischen Staaten, gewisser gesellschaftlicher Vortheile, die zur Annehmlichkeit des Lebens beitragen und das Fortkommen in manchen Laufbahnen begünstigen. Wenn der Adelige an diesen Vortheilen Gefallen findet und sich dieselben zu wahren sucht, so ist das begreiflich, aber Anlaß zur Selbstüberhebung hat auch er nicht. Denn die thätlichen Verdienste der Ahnen haben mit dem moralischen Verdienste der Nachkommen nichts gemein.

Bei dieser Gelegenheit muß einer sonderbaren Anomalie gedacht werden. Jedermann findet es natürlich, daß der Reiche, gleichviel auf welche Art er zu Reichthum gelangte, aller mit dem Besitze von materiellen Gütern verbundenen Vortheile sich erfreue und vom Staate im Genuße derselben geschützt werde, während man dem Adelige das bishigen Ansehen, das eine lange Reihe mehr oder weniger verdienstvoller Ahnen verleiht, häufig mißgönnt. Der Widerspruch, der hierin liegt, ist um so auffallender, wenn man erwägt, daß es doch zumeist eigennützige Motive sind, welche den Erwerbsstinst spornen, während die Verdienste, für welche Adelstitel erworben werden oder allein sollten erworben werden können, doch in vielen Fällen aus patriotischen, humanitären oder überhaupt nicht egoistischen Triebfedern hervorgegangen sind.

Der Bauernstolz ist ein wunderliches Mittelglied zwischen Geld- und Adelsstolz. Wer Gelegenheit gehabt hat, das Leben und Treiben des Bauernstandes zu beobachten, der weiß, daß der reiche Hofbauer ebenso hochmüthig auf den Kleinbauern herabsieht, wie der städtische Millionär auf den Besitzlosen, oder wie der Adelige auf den Nichtadeligen. Er ist exklusiver als der Reiche und als der Adelige, daher Resalancen äußerst abgeneigt. Den Bauernstolz kennzeichnet treffend das bekannte Sprichwort: „Wenn der Bauer auf's Pferd kommt, reitet er ärger als der Edelmann.“ Wer sich Einblick in den Bauernstolz verschaffen will, der lese Melchior Meyers „Ergänzungen aus dem Ries“. Allerdings schildern diese Novellen nur die Bauern einer gewissen Gegend; aber in den Hauptzügen lernt man daraus den Bauern überhaupt kennen. Der Bauernstolz wirkt komisch.

Ist es kein Verdienst, von reichen oder adeligen Eltern abzustammen, so ist es auch keine Schande, von armen Eltern geboren zu sein. Die Günst des Geschicks begründet kein Verdienst, die Ungünst desselben keine Schuld. Nur der selbstverschuldeten Armuth haben wir uns zu schämen. Wenn ein Mensch auch in der Dürftigkeit sich seiner Menschenwürde bewußt bleibt und sich keiner Handlung schuldig machen mag, durch die er des Anrechts auf die Achtung seiner Mitbürger verlustig zu gehen fürchtet, so läßt sich ihm daraus kein Vorwurf machen. Wenn es überhaupt einen berechtigten Stolz gibt, so ist es gerade der sogenannte Bettelstolz. Ich sage der sogenannte, denn dieses Wort ist eine bloße Erfindung der Reichen und Vornehmen, welche es nicht begreifen können und eine unverschämte Annahme darin sehen, wenn ein Mensch, der nichts ist und nichts hat, noch Anspruch auf persönliche Würde erhebt und sein Bartgefühl geschont wissen will. Nach ihrer Meinung dürfen nur die Reichen stolz sein, der Arme muß kriechen und sich ducken, „dem Lumpen müssen bescheiden sein“. Das Wort Bettelstolz enthält einen innern Widerspruch, denn kein Mensch ist stolz darauf, ein Bettler zu sein, und wer ein Bettler ist, hat den Stolz längst über Bord geworfen.

Die meiste Berechtigung scheint auf den ersten Blick der Künstlerstolz zu haben. Denn ist es nicht ein erhebendes Gefühl, durch Talent oder gar Genie über seine Zeitgenossen emporzuragen, die Menschen durch seine Schöpfungen zu ergötzen, zu rühren, zu erheben, für das Schöne und Gute zu begeistern und selbst noch von der Nachwelt gefeiert zu werden?

Dieses erhebende Gefühl wird bei dem Einsichtsvollen sehr herabgestimmt durch die Erwägung, daß künstlerisches Genie eine angeborene Gabe ist, wie Schönheit, Geist, Witz, Humor, musikalisches Gehör u. d. d. Wie die Natur uns ausrüstet, so müssen wir es hinnehmen, gleichviel ob es unserer Eigenliebe schmeichelt oder nicht. Hervorragende Geistesgaben und Talente zu besitzen ist kein Verdienst, ihrer zu ermangeln keine Schuld und keine Schande. Wenn daher überhaupt Jemand stolz zu sein Ursache hätte, so wäre es Bildnerin Natur, der in jedem irgendwie bedeutenden Menschen ein glücklicher Wurf gelungen. Der Künstler ist ein Glückskind, wie der Besitzer erbten Reichthums oder erbten Adels. In der That ist es einerlei, ob uns das Geschick einen Sad voll Geld oder einen Adelstitel oder künstlerische Schöpferkraft in die Wiebel gebunden. Jede dieser Dotationen ist ein unverdienter Glücksfall. Erst der Gebrauch, den wir davon machen, kann darthun, ob wir derselben würdig sind, ob wir sie verdienen. Wer das Wort Verdienst in diesem Sinne auffaßt, dem ist es klar, daß dasselbe in keiner Instanz sich darauf gründet, was Jeder, wie Christus in einem treffenden Gleichniß sich ausdrückt, aus dem ihm anvertrauten Pfunde macht.

(Aus: G. Stugan, „Philosoph. Briefe an eine Frau“, Leipzig, G. Haessel.)

Der kleine Kapitän.

(Bild S. 253.)

Seine Kleinen sind schon als Säuglinge auf dem Wasser gewesen, sowohl Mädchen wie Buben, die ziehenden Wolken, die pfeilgeschwind vorüberziehenden Möven waren das Erste, worauf ihr Blick fiel, die Wogen schaukelten ihre große Wiege, das Schiff ihres Vaters, sie wurden früh vertraut mit Wind und Wasser und mit ihrer Umgebung, die dazu diente, ein sicheres Heim und Fahrzeug zugleich zu sein. Der erste Baum, den sie sahen, war der Mastbaum, sie konnten keine Föhre von der Höhe unterscheiden, sie wußten nicht den Namen einer Blume, aber Klüber und Bugspriet, Kiel und Spiegel, Lee und Luv, das verstanden sie wohl. Und der Vater bestreute sie, sie ganz zu „Seemannchen“ zu erziehen. Er nahm kein Tau in die Hand, ohne die Buben und auch das Mädchen zu fragen: wie nennt man die und wozu braucht man's? Dem Mädchen war als einer einstigen Schiffersfrau auch vonnöthen, die zu kennen — so meinte der Vater. Allmählig wurde denn die ganze Familie so seevertraut und schiffseingeweiht, daß Klein und Groß Eins war mit dem Schiff und dem Seefahrtsgewerbe, wie man in Holland, England und auch in Ostpreußen derartige Fahrzeuge in den Häfen und auf den großen Flüssen trifft. Unsere Illustration zeigt eine solche Familie — der Vater stellt gerade eine Frage an seinen Sohn, welche auch die regste Theilnahme und Neugierde der anderen Kinder hervorruft. Was das wohl sein mag, das da oben geschnitten wird, zu welchem Theil des Schiffes es wohl gehört, denken sie alle und sind begierig, ob der Vater es weiß. Der Steuermann sieht sehr erwartungsvoll seinen Liebling, den Aeltesten, an, der sich jedoch in großen Zweifeln über das kleine Ding zu befinden scheint. Unser Bild ist eine lebenswahre und anmuthige Schifferidylle.

Schwarzwildjagd im k. k. Thiergarten bei Wien.

(Bild S. 263.)

Im großen k. k. Thiergarten bei Wien findet alljährlich, außer den kleineren Pürschen des Kronprinzen Rudolph und einiger hoher Kavaliere, eine große Hofjagd auf Schwarzwild statt. Schon Tage vorher beginnen die Vorbereitungen. Vom Futterplatz, der sogenannten Schütt, wird das zum Abschluß bestimmte Wild „in den Jagdboden geführt“, d. h. mittelst gestreuten Kukuruz oder türkischen Weizens in das Innere des Jagdraums gelockt, in dessen Umfassung sich Oeffnungen (Saulöcher) befinden. Andere Säuen werden in den entfernteren Theilen des Thiergartens gefangen, in Saulöcher per Wagen zum Jagdboden gebracht und daselbst eingelassen. So befinden sich in der Regel 200 bis 300 Stück zum Abschluß bestimmter Säuen im Jagdraum. Kurze Zeit vor Beginn der Jagd wird das Wild in die sogenannte Kammer, eine kleinere Abtheilung des Jagdraums, getrieben. Etwa 200 Schritte von der Einpflanzung entfernt stehen im Kreis die erhöhten Stände für die Jäger, Rangeln genannt. Den innern Raum, hinter den Ständen, füllen während des Jagens Jagdpersonal und Treiber, welche zum Theil mit Säusebern, den zum Abfangen der Hauptschweine bestimmten Sporen, zum Theil mit Hirschfängern besetzt sind. Wird nun ein Trupp Säuen, gewöhnlich 20 bis 25 Stück, aus der Kammer getrieben, so sind diese genöthigt, den frei gelassenen Raum zwischen den Rangeln und der Planke zu durchlaufen. Selbstverständlich haben die der Kammer zunächst gelegenen Rangeln den größten „Anlauf“ und werden deshalb von den im Rang höchstehenden Jagdgästen besetzt.

Versuchen wir jetzt, den sich dafür interessirenden Lesern eine solche Jagd zu schildern. Wir begeben uns einige Stunden vor Beginn — auf elf Uhr ist die Jagd angelegt — in den Thiergarten und nehmen die Vorbereitungen nochmals in Augenschein. Dann kehren wir zurück an den Eingang zum Thiergarten, an das sogenannte Pulverkampfschloß. Neben diesem liegt die kleine, gemüthliche Wohnung des Thierwärters, der für die im Thiergarten zu verkehrenden Besuchen die Schankgerechtigkeit besitzt. Schon ist dort die Mehrzahl der niedern Jägerei versammelt, während die Hobergeheften im naheliegenden, prachtvoll mit Hirschgeweihen geschmückten Gebäude der Oberforstmeisterei sich auf den Empfang der hohen Gäste vorbereiten. Wir ziehen die Wohnung des Thierwärters, eines alten Forstmanns, vor, weil es hier mehr Gelegenheit gibt, zu sehen und zu beobachten, als dort.

Unter der Last der Räber des zuerst heranrollenden Wagens singt, klingt und kreischt der gefrorene Schnee. Die Insassen der Equipage sind Büchsenpanner, die sich nach kurzem Erwärmen von innen und außen nach den Ständen ihrer betreffenden Herrschaften begeben, um dort Alles vorzubereiten. Bald steht eine lange Reihe eleganter Jagdwagen, mitunter auch wohl ein echter gemüthlicher Wiener Fiaker mit festem Zeug, im weiten, von uralten Kiefern und Eichen bestandenen Hofraum. Und jetzt treffen auch pünktlich zur angelegten Zeit die hohen Herrschaften ein, welche von dem Forstmeister und den Hofsägern empfangen und an ihre Stände geleitet werden. Eine auf Flügelhörnern geblasene Fanfare gibt das Zeichen zur Eröffnung des Jagens, und scharf schlagend durchdringt der erste Schuß den stillen Winterwald. Hunderte von Krähen fliegen auf und streichen schweren Flügelkluges über den schneigen Forst dahin. Rollend folgt nun Schuß auf Schuß, und bald hallt weit hin das Klagen der angeschossenen Säuen, die jedesmal nach Beendigung eines Treibens abgefangen werden. Hierbei kommt es wohl zuweilen vor, daß ein starkes Schwein den Menschen „annimmt“, der sich dann auf einem der zu diesem Zweck aufgestellten Steigbäume in Sicherheit bringt.

Die Plätze vor den Ständen füllen sich mit erlegtem Wild, und auf dem Schnee leuchtet an gar vielen Stellen purpurroth der Schweiß der Opfer. Allmählig läßt das Feuer nach; nur noch einzeln hallt hier und da ein Schuß. Die Jagd wird abgeblasen. Auf Wagen werden die erlegten Schweine nach dem Streckplatz gefahren und dort zur Befestigung aufgelegt. Heute zählen wir 300 Stück Schwarzwild, darunter einige dreißig Stück Hauptschweine. — Die Wagen mit den Jagdgästen rollen wieder davon, und nachdem wir nochmals beim Hofjäger, wohin jetzt die Jagdbeute gebracht und ausgeweidet wird, eingespochen haben, machen auch wir uns auf den Weg, indem wir Allen ein frohliches „Waidmannsheil“ zurufen.

Ein jüdisches Fürstenthum.

Im Norden der arabischen Wüste, und zwar zwischen den beiden Oasenstädten Deraa und Kufar, leben noch heute einige Nomadenstämme, deren Physiognomie auf den ersten Blick die jüdische Abstammung verräth. Sie werden auch von den übrigen Arabern „Benai Israel“ (Söhne Israel's) oder „Benai Musa“ (Söhne Moses) genannt. Diese Stämme selbst geben an, von dem Patriarchen Jakob herzustammen, protestiren jedoch dagegen, daß man sie mit den anderen Juden identifizire. Sie sind wahrscheinlich Abkömmlinge der Stämme Ruben, Gad und Manasse, die sich angeblich noch bei Lebzeiten Moses in den ostjordanischen Bezirken angesiedelt haben und deren Voreltern noch vor der Zerstörung des ersten Tempels nach der arabischen Wüste zogen, um sich hier vor den Babyloniern und den Ägyptern in Sicherheit zu bringen. Zur Zeit des Propheten Mohammed bildeten sie auch ein Königreich, dessen Hauptstadt damals Chaiban war, die aber heute in Ruinen liegt. Unter den muslimanischen Nachbarn nahmen jedoch die meisten dieser Israeliten äußerlich den Islam an, erfüllten aber, anfangs wenigstens, im Stillen die Pflichten und Vorschriften ihrer Religion. Ihre Nachkommen hingegen streiften immer mehr das Judenthum ab, und heute finden sich daher von denselben nur noch wenige Spuren bei ihnen. Alle Angehörigen dieser Stämme, ob sie Moses oder Mohammed als ihren Lehrer verehren, haben noch heute dieselbe Sprache, dieselbe Tracht und dieselbe Lebensweise. Ueber einige dieser Stämme herrscht nun Iba Raschid, der zwar äußerlich den Moslim spielt, im Innern aber Jude sein soll und als solcher auch von den Arabern betrachtet wird. Derselbe residirt in dem Felsenflosse Schaubek, das von einem großen Zeltilager umgeben ist, welches die Angeesehenen und Aeltesten der Stämme bewohnen. Iba Raschid zählt heute gegen 45 Lebensjahre und besitzt mehrere Frauen. Er ist kriegerisch gesinnt und wird daher auch von den Türken respektirt, die ihm seine Macht deshalb ungeschmälert lassen. Was nun das religiöse Leben der jüdischen Angehörigen dieser Stämme anbelangt, so unterscheiden sie sich darin sehr von ihren übrigen Glaubensgenossen in



Glückseligen. Die Gräfin und Leon. (S. 258.)

Arabien. Sie feiern wohl den Sabbath, aber nicht allzu strupulös. Am Passahfest essen sie ungeäuertes Brod, das aber dreimal des Tages frisch gebacken wird. Dieses ist auch ihr einziges religiöses Fest. Sie lieben ungemein das freie Nomadenleben und den Krieg, und dies ist auch die Ursache, warum sie fast nie ihre sandige Heimat verlassen wollen. Der auch im Abendlande gut bekannte Rabbi Joseph Schwarz aus Hürben in Bayern weiß indessen in seinem Werte: „Das heilige Land“, von einigen Fällen zu erzählen, wo sich Juden aus der arabischen Wüste inognito in Jerusalem aufgehalten haben. Es scheint, daß der Fanatismus der Araber und die intoleranten Gebote des Koran — Mohammed verbot ausdrücklich, daß in Irak (Nordarabien) neben dem Islam noch ein anderer Glaube geduldet werde — die Juden in der arabischen Wüste davor zurückschrecken läßt, offen ihren Glauben zu bekennen. Diese Ansicht wird auch von solchen, welche sich längere Zeit unter den Nomadenstämmen Nordarabiens aufgehalten haben, getheilt.

Rezept für eine gute Ehe.

Wenn eine arabische Mutter ihre Tochter verheirathet, gibt sie dieser im Augenblick der Abreise folgende Rathschläge mit auf den Weg: „Du verläßt jetzt Diejenigen, von denen Du ausgegangen bist; Du entfernst Dich aus dem Neste, das Dich so lange beschützt hat, von welchem Du Dich aufgeschwungen hast, um gehen zu lernen, und Du thust es, um Dich zu einem Manne zu verfügen, den Du nicht kennst, an dessen Gesellschaft Du nicht gewöhnt bist. Ich rathe Dir, ihm eine Sklavin zu sein, wenn Du willst, daß er Dir ein Diener sei. Begnüge Dich mit Wenigem. Achte beständig auf das, was seine Augen sehen könnten, und sorge, daß seine Augen niemals schlimme Handlungen sehen. Wache über seine Nahrung, wache über seinen Schlaf; der Hunger veruracht Aufmerksamkeit, die Schlaflosigkeit erzeugt böse Laune. Trage Sorge für dein Eigenthum, behandle seine Angehörigen mit Güte. Sei stumm für seine Geheimnisse, wenn er fröhlich ist, zeige Dich nicht verdrießlich, wenn er verdrießlich ist, zeige Dich nicht fröhlich — dann wird Allah Dich segnen.“



Theekultur in Bengalen. Die Theeernte. (S. 257.)

Theekultur in Bengalen.

Der indische Thee hat in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit Europas auf sich gelenkt, weil die Engländer in bedeutender Menge und großer Güte Sorten zu Markt brachten, die den besten chinesischen Arten gleichkamen. Wir wollen deshalb unsere Leser zu einem englisch-indischen Theedistrikt führen. Die Reise ist weit, denn sie führt uns bis an den Fuß des Himalaya. Die Gegend, wo der

geben, sind nach Skizzen geschnitten, welche an Ort und Stelle aufgenommen wurden. Sie führen uns die Art der Theegewinnung und Theeblattbereitung hier in Terai vor. Der Ort ist etwa vier deutsche Meilen von Kurseong, der ersten Bergstation des Darjeelingsdistrikts, und liegt mehr als 6000 Fuß über Meer, oft in Nebel und Wolken gehüllt und mitunter empfindlich kalt; trotzdem leben die Plantagenbesitzer dort heiter und gesellig, eine schmalspurige Eisenbahn verbindet sie mit Darjeeling, einer Militärstation und gleichfalls einem Luftkurort für Hingeflüchtlinge aus dem Tiefland, und erhält Terai so in Verkehr mit der übrigen Welt. Mit der Gründung einer Theeplantage hier wird auf folgende Weise begonnen: Zuerst wird mit Hilfe der schwarzen Eingeborenen Wald und Dschungel gelichtet und das hiebei gewonnene Holz theils zu Bau-, theils zu Heizungszwecken hergerichtet; damit vergeht das erste Jahr. Nun werden die Faktoreien und Wohnhäuser etc. gebaut und Theegärten angelegt, in welchen man Pfähle in Entfernung von vier Fuß in die Erde treibt, zwischen denen die Theesepllinge in das Erdreich kommen. Vier Jahre lang muß jetzt die Theepflanze sich zum Strauch entwickeln, bis man daran denken darf, ohne sie zu beschädigen, Thee davon zu pflücken. Während dieser Zeit werden Lagerräume, Rösthäuser und das Arbeiterdorf gebaut. In der nächsten Saison beginnt nun die erste Ernte, die Pflückerinnen hiebei sind meist Frauen und Kinder, während die übrigen Arbeiten gewöhnlich Männer besorgen. Die Frauen sind fleißiger und sorgfamer bei diesem Geschäft als die Männer, welche hier wenig Thatkraft besitzen und sehr strenger Beaufsichtigung bedürfen. Unser Bild Seite 256 zeigt die Theeernte. Es werden nur gewisse zarte, kleine, junge Blätter von den kaum zwei Fuß hohen Sträuchern abgestreift und in Körben gesammelt, welche die Frauen auf eigenthümliche Weise mit Hilfe der Stirn und auf dem Rücken tragen; aber auch die Frauen sind bei dieser Beschäftigung von Aufsehern umgeben, damit sie nicht die kostbaren Blätter durch nachlässiges Pflücken verschwenden und die Sträucher nicht beschädigen. Darauf gelangen die Blätter in den Trockenraum; dieser besteht aus einem sehr langen Gebäude, in

Ernte und den Theesorten, welche der Pflanzler erzeugen will. Nach diesem Prozesse wird der Thee gerollt, theils in sich schiebenden Pressen, theils auf der Jacksonmaschine, welche unser Bild wiedergibt. Hierdurch werden die Blätter kraus, „geloct“, länglich, kugelförmig, lang, kurz, wie der Pflanzler

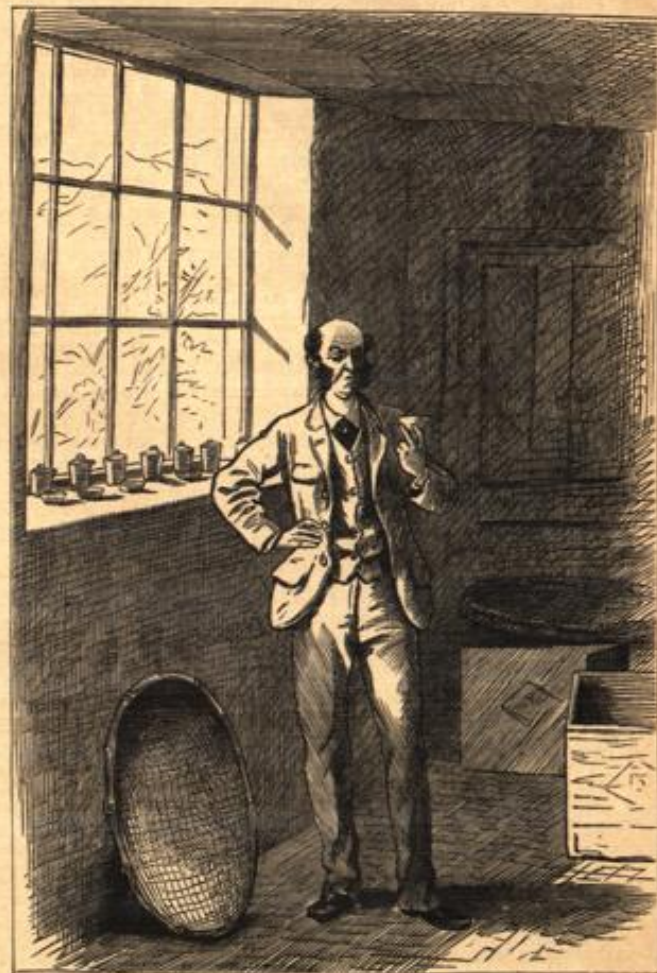


Die Jacksonmaschine.

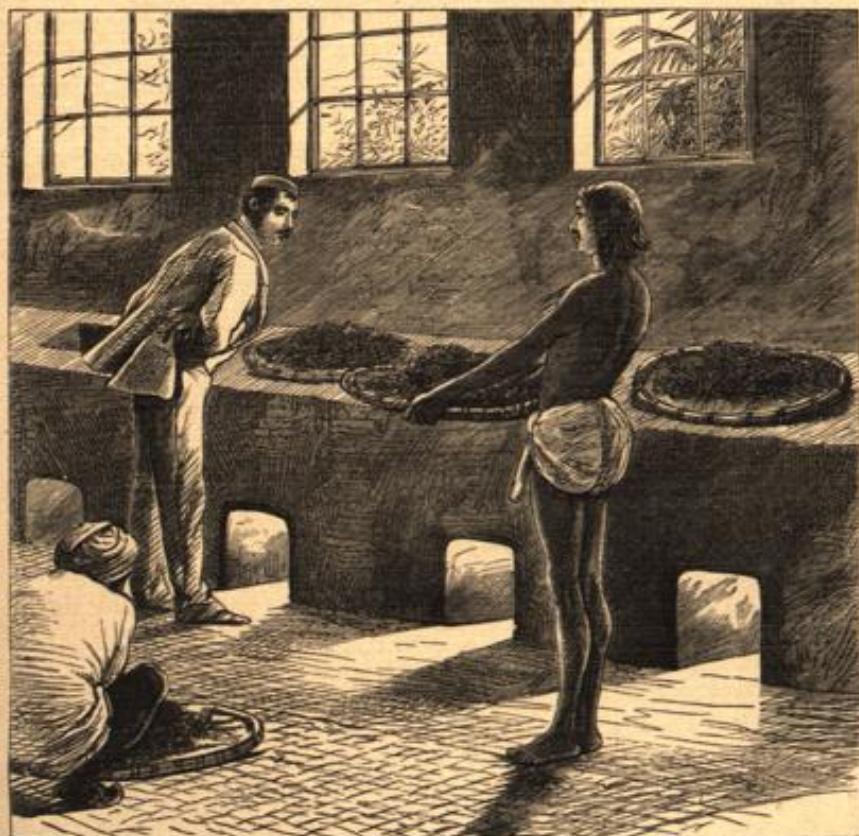
feinste Thee gewonnen wird, heißt Terai im Darjeelingsdistrikt (Bengalen). Vor wenigen Jahren noch eine Sumpfwildnis, wo Tiger in Menge hausten, und berüchtigt ihres tödtlichen Klimas wegen, ist jetzt das Land durch Ableitung der Wasser und Austrocknen der Sümpfe durch Niederbrennen der Dschungel ein verhältnismäßig recht gesunder Aufenthalt geworden. Unsere Illustrationen, die wir hier

welchem ein Steinwall hinläuft, unter dem bis hundert Feuer brennen. Die Blätter, die auf bambusrohrgeflechteten Sieben liegen, rösten hier in der heißen Luft. Wenn das geschehen, ballen Arbeiter die heißen Blätter in Haufen zusammen, sie müssen jetzt einige Stunden „gähren“, wie der technische Ausdruck lautet, längere oder kürzere Zeit, stärker oder schwächer, je nach der Saison, dem Ort der

es wünscht. Das Rollen dauert gewöhnlich eine Stunde. Nun kommt der Thee zum letzten Ausdörren, dazu bringt man ihn in einen andern Trockenraum über Kohlenfeuer, und wenn diese Prozedur beendet, ist der Thee fertig. Es erübrigt nur noch, den Thee nach den verschiedenen Arten zu gestalten, wozu man sich gewisser Maschinen bedient, die dem Thee den Charakter der Pekong-, Soukong- etc.



Ein Theelager.



Das Röhren.

Form geben; denn im Geschmack sind feine, ausgelesene Theesorten derselben Ernte und der gleichen Zubereitung nicht verschieden, wohl aber bedingen Verschiedenartigkeit der Blätter, die natürlich nicht alle gleich sein können, mannigfaltige Abstufungen in der Feinheit und in der Sorte, und dieß Ausfortiren wird gleichfalls hier durch Maschinenarbeit bewerkstelligt. Nun ist der Thee zum Ver-

packen bereit. Nach gethauer Arbeit ist gut ruhen, das wissen die schwarzen Arbeiter wohl, nur zu wohl, und der Bazar (Spezereiladen), der zugleich ein Erfrischungslokal für die Eingeborenen ist, wo sie englisches Bier, auch Liqueur u. s. w. erhalten, übt eine große Anziehungskraft auf die Arbeiter aus. Unsere Illustration zeigt uns das sehr familiäre Treiben in diesem Bazar.

Der indische, der Bengaltthee, ist wenig geringer als der echte chinesische. Der Bengaltthee wird sauber zubereitet und es herrscht größere Solidität bei der Herstellung der Sorten, während in China die abscheulichsten Verfälschungen und barbarische Methoden der Bearbeitung sich gar nicht ausröten lassen.



Ein Verkaufslokal.

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Richbourg

von Emile Vacano.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

20.

Am nächsten Morgen, während der Graf mit seinem Rechtsfreunde eine Unterredung hatte, welche die Zukunft seines Enkels betraf, gaben sich die Gräfin und Leon dem frohen Gefühle einer gemüthlichen Plauderei hin.

Sie saßen nebeneinander beim Frühstück. Die Gräfin wurde nicht fertig mit Fragen, Leon mußte ihr seine ganze Kindheit erzählen, von seinem Hoffen und Bangen, seinem Sehnen und Leid. Er legte ihr sein Herz dar. Sie war selig, sie hing an seinen Lippen. Alles war ja so vollkommen an ihm — Herz, Gemüth, Wesen. Als er aber auf seine Abenteuer in Saint-Trun zu sprechen kam, da gab es eine Stelle, wo er stockte, wo seine kindlichen Augen sich mit Thränen füllten. Er wollte über die Erinnerung an Blanche, an seine „kleine Glückseligkeit“ hinweggleiten, und vermochte es doch nicht.

Die Gräfin sagte: „In Allem, was Du mir da erzählst, hast, mein liebes Kind, liegt kein Beweis, daß Deine Mutter todt sein muß. Wir werden sie finden. Der liebe Gott, der so viel Wunderbares gethan hat, wird uns auch auf ihre Spur führen. Was nun aber den alten Bettler Marboche betrifft, welcher seltsamer Mensch! Er weiß Alles, er besaß die Schriften meines Sohnes und er weigert sich, Dir die Familie Deiner Mutter zu nennen. Du selber bist der Ueberzeugung, daß er in einer Verkleidung lebt. Wie lange ist er schon in Frémicourt?“ — „Das weiß ich nicht. Aber nach der Art, wie er des Nachts kreuz und quer die Gegend durchstreicht, muß er dieselbe schon seit vielen Jahren kennen. Gines ist gewiß; er war an dem Tage dort, wo meinen Vater die mörderische Kugel traf.“ — „Ich glaube zu errathen, wer er ist. Du würdest ihn sehr in Verlegenheit gesetzt haben mit der Frage, wie er zu den Schriften Deines Vaters gelangt sei.“ — „Er würde mir einfach nicht geantwortet haben. Wenn Marboche nicht sprechen will, wird er zu einer Marmorstatue.“ — „Ja,“ sagte die Gräfin sinnend, „ein eiserner Wille beherrscht den Mann, den ich meine! . . . Aber jetzt zu etwas Anderem, Leon. Du sprichst so viel von Frémicourt, und erwähnt gar nicht eines schönen Hofes in seiner Nähe?“

Leon wurde blutroth.

„Ich hatte Recht,“ dachte die Gräfin. „Er verbirgt mir etwas.“ — „So!“ sagte Leon verlegen, „habe ich nicht vom Seuilhofe gesprochen? Ich war übrigens nie dort. Nur einmal des Nachts bin ich an seinen Wirtschaftsgebäuden vorübergegangen. In der Nacht, wo ich mit Marboche die Schriften holen ging.“ — „So! Und weißt Du auch nicht den Namen des Eigenthümers?“ — „Jacques Mellier.“ — „Er ist schon ein alter Mann. Hast Du ihn gesehen?“ — „Nein, Mama.“ — „Und der alte Bettler hat Dir nichts über ihn gesagt?“ — „Nichts. Er ist sehr reich, sehr angesehen, und Marboche hat für ihn eine Art Verehrung, wie mir scheint.“ — „Und hat Herr Jacques Mellier Kinder?“ — „Eine Tochter, Mama.“ — „Beiläufig in Deinem Alter? Und sie heißt Blanche?“

Leon fuhr überrascht empor.

„Wie? Du weißt den Namen des Fräuleins Mellier?“ — „Ich weiß auch, daß Fräulein Blanche gar nicht die Tochter des Herrn Jacques ist.“

Leon stieß einen tiefen, trostlosen Seufzer aus.

„Was bedeutet das?“ dachte die Gräfin.

Sie fuhr gleich darauf fort: „Sag mir doch, Leon, ist sie hübsch, diese Pflegeschwester des Herrn Jacques Mellier?“ — „O Mama, sie ist schön wie ein Engel!“ rief er begeistert. „Und sie ist ebenso gut und rein als schön!“

Ein unbefachbares Lächeln umspielte die Lippen der Gräfin.

Ohne es zu wissen, hatte ihr Leon sein Geheimniß verrathen.

Sanft und freundlich fuhr sie fort: „Du hast sie öfter gesehen, nicht wahr?“ — „Ja, öfter,“ entgegnete er traurig. — „Und hast sie geliebt?“ — „Ja! Ja! Mama. Ich habe sie geliebt, ich liebe sie noch und ich darf nicht mehr an sie denken! Ist das nicht entsetzlich?“ — „Ich verstehe Deine Verzweiflung nicht. Was thut es, daß Fräulein Blanche nicht die Tochter des Herrn Jacques Mellier ist?“ — „O, das wußte ich schon früher.“ — „Durch Marboche?“ — „Nein. Er weiß das wohl selber nicht.“ — „Darin hat er Dich betrogen. Er muß es wohl wissen. Hat er nicht eine auffallende Zärtlichkeit für sie?“ — „Er liebt sie, wie ein Vater sein Kind.“ — „So hast Du das also gesehen und hast nicht errathen. . . .“ — „Was? Was?“ — „Ja, jetzt zweifle ich nicht mehr!“ rief die Gräfin strahlenden Antlitzes. „Leon, dieser Mensch, der sich unter der Hülle eines Bettlers birgt, welcher so viele Dinge weiß und so wenig sagt, dieser Mensch heißt nicht Marboche, sondern Jean Renaud.“

Der Jüngling stieß einen Schrei aus und sprang in die Höhe, ein fahler Blitz leuchtete aus seinen Augen.

„Jean Renaud!“ schrie er. „O nein, nein!“ — „Ja!“

fuhr die Gräfin fort. „Marboche ist kein Anderer als Jean Renaud.“ — „Und ich habe das nicht errathen!“ — „Nurmelte der Jüngling zwischen den Zähnen. „O, wie hat er mich verlassen müssen! Wie grausam hat er mein Herz gefoltert! Aber nein, nein, Marboche ist nicht böse. . . . Er hat ein gutes Herz! Verzeihung, Mama, Verzeihung, ich weiß nicht mehr, was ich rede; es ist mir, als ob alle meine Gedanken verwirrt wären. . . . ich verstehe nichts mehr. . . .“

Er war blaß wie ein Todter. Die Gräfin war erschreckt, faßte seine beiden Hände und rief herzlich: „Ruhig, ruhig, mein Kind. Und höre mich an. Ein Wort wird Dir Alles erklären, gleich einem Sonnenstrahl wird es in die Nacht Deines Leides bringen. Du liebst Blanche, mein Sohn? Nun wohl, Du darfst sie lieben ohne Vorwurf, ohne Gewissensbiß. Sie wird die Deinige werden, denn sie ist Deiner würdig. Blanche ist nicht, wie man es Dir gesagt hat, die Tochter eines Räubers und eines Mörders. Jean Renaud, ihr Vater, ist unschuldig!“ — „O Gott, ist das möglich?“ — „Ich sage Dir die Wahrheit, mein Sohn.“ — „O, wie gerne wollte ich's glauben, aber wie kann ich's?“

Damit zog er den Brief der Geliebten aus der Tasche und reichte ihn der Gräfin mit den Worten: „Da, lesen Sie, Mama, lesen Sie!“

Die Gräfin las bewegt.

„Armes junges Mädchen!“ flüsterte sie. „Sie weiß noch nichts. Mein Gott, wie muß sie leiden!“ — „So ist es also wahr?“ sagte Leon mit zögernder, abgebrochener Stimme. — „Ja. Jean Renaud, der, welcher sich jetzt Marboche nennen läßt, Jean Renaud ist unschuldig!“

Das Antlitz des Jünglings leuchtete wieder auf.

„Dieser Greis,“ fuhr die Gräfin fort, „den Du unter den Lumpen eines Bettlers gesehen hast, ist ein bewundernswerther Mann. Er ließ sich für einen Andern zu Schmach und Schande verurtheilen. Sein Leben ist ein großes, ein herrliches. Mein Sohn Leon, Dein Vater starb in seinen Armen; er kannte den Mörder, und er ließ sich verurtheilen. Er hat die Ergebenheit bis zur Erhabenheit getrieben, dieser Mann ist ein Held! . . . Wir wollen ihn aufsuchen, wir wollen ihn sammt seiner Tochter nach d'Arfeuille bringen. Aber das ist noch nicht genug. Wir müssen ein Mittel finden, ihm seine Ehre vor den Menschen wiederzugeben, und werden es finden, und Blanche soll Deine Frau werden. Ich frage mich nur, ob die Erde für Jean Renaud eine Freude besitzt, die ihn seine namenlosen Leiden vergessen machen kann!“ — „O, die Freude ersticht mich!“ flüsterte Leon, indem er selig zu den Füßen der Gräfin sank. Diese betrachtete ihn voll Zärtlichkeit und fuhr fort: „Komm, mein Kind, setze Dich neben mich, ich muß Dir noch etwas sagen. So. Und nun schaue mir in's Auge, Du, mein Liebling, mein Alles! . . .“ — „O Mutter, wie ich Dich liebe!“ hauchte er. „Mir ist, als sei ich bei einem Engel des lieben Gottes!“ — „O Gott!“ jauchzte die Gräfin, „so lieben zu dürfen, so unendlich, so heilig, und so heilig wieder geliebt werden, das ist der Himmel! . . . Aber jetzt höre, Du mußt Alles wissen. Herr Dumoulin ist es, der auf Ersuchen des Grafen von Buffières Nachforschungen anstellte über das Verbrechen von Frémicourt, und welcher sich von der Unschuld Jean Renauds überzeugte. Und — er erröthete auch den wahren Thäter. Deine Mutter, Leon, Du hast richtig gerathen, beging einen Fehler; sie liebte. . . . Es gibt Väter, welche vergehen, der ihrige aber — Gott möge Erbarmen mit ihm haben! — war voll Zorn und Rachsucht, er tödtete den Geliebten seines Kindes! Die arme Lucile, außer sich vor Schmerz und Verzweiflung, floh aus dem väterlichen Hause. Wohin hat sie sich gewendet? Niemand weiß es. In weiter Ferne, unter Fremden, hat sie Dich geboren. . . . Leon, der Mörder Deines Vaters ist Dein Großvater. Wir dürfen ihn seines Verbrechens wegen nicht zur Rechenschaft ziehen! Siehst Du das ein?“ — Leon murrte dumpf: „Ja.“ — „So erfahre denn den Namen Deiner Mutter: sie hieß Lucile Mellier.“

Vierter Theil.

1.

Blanche war traurig. Blanche litt.

Ihr anmuthiges Haupt war gesenkt wie die Blüte der Rose, die sich entblättern will. Ihr Frohsinn, ihre Freuden, ihre Träume waren davongestoben wie ein Schwarm Bienen beim ersten Grollen des Donners vor einem Gewitter. Man las ihren Schmerz in ihren Augen, in dem bleichen Lächeln, mit welchem sie ihren Pächten beruhigen wollte.

Blanche weinte oft und auf die Rosen ihrer Wangen war der Schnee gefallen.

Rouvenat umgab sie mit unruhiger Sorge. Aber weder die freundlichen Worte Jacques Mellier's, noch die rührende Zärtlichkeit ihres Pächten vermochten sie zu trösten.

Die brutale Entführung des schönen Franz hatte sie zu tief in's Herz getroffen. Dazu kam noch die schmerzliche und sehnsuchtsvolle Erinnerung an Leon, um ihr junges Leben wellen zu machen.

Die Jugend erträgt Alles, nur nicht die Hoffnungslosigkeit.

Der arme Rouvenat war darüber in Verzweiflung. Er klagte sich selber an, daß er nicht besser über ihr Glück, ihre Ruhe, ihren Frieden gewacht habe.

Und oft, wenn er sie so bleich, matt und trübe durch den Hof schreiten sah, nahm er sie wie außer sich in seine alten, zitternden Arme und bedeckte ihre Stirn mit Küssen.

„Du hast mich viel zu lieb,“ sagte sie dann. — „Nein, ich habe Dich viel zu wenig lieb, weil ich es nicht verstanden habe, Dich glücklich zu machen.“ — „Hast Du denn nicht Alles dafür gethan? Und dann. . . bin ich denn unglücklich?“ — „Du? Du leidest, armes Kind, Du weinst, siehst Du, denn jetzt hast Du wieder die Augen voller Thränen.“ — „Aber daran bist ja Du nicht schuld, Pathe. Schau, kann man denn fröhlich sein, wenn man weiß, was ich weiß? Wenn ich weine, so denke ich eben an meinen unglücklichen Vater und an meine Mutter. . . .“ — „Wirklich nur an die Beiden, Blanche?“ — „Wenn Du die Wahrheit wissen willst — nein. Aber ich wäre so glücklich gewesen, wenn ich einen braven Mann gefunden hätte, den ich lieben durfte! . . . O Pathe, Pathe, ich bin so hilflos, so haltlos! Was soll denn aus mir werden, wenn ich Dich verlieren sollte! . . .“

Rouvenat erbeute.

„Sei ruhig, sei ruhig, Kind, ich bin ja gesund. Und ich will Alles thun, um Dich wieder ein wenig fröhlich zu machen! Geh', plaudere wir wieder ein wenig über heitere Sachen. Ja? Apropos, was ist denn mit Deinem alten Freund Marboche? Der ist nun schon seit vier Tagen nicht auf dem Hofe gewesen. Sollte er reich geworden sein?“ — „Ich habe ihn gestern gesehen.“ — „Hier?“ — „Nein, in Givry.“ — „Richtig, Du warst in Givry.“ — „Ja, ich trug einen Kranz auf das Grab Geneviève's. Und denke, Pathe, wie seltsam: die unbekannte Person, welche die Blumen auf dem Grabe stets frisch erhält, hatte am Morgen abermals zwei große, frische Blumensträuße dahin gebracht.“ — „Ja, das ist seltsam,“ sagte Rouvenat sinnend. „Und ich mag hin und her suchen, ich kann mir nicht denken, wer so viel Antheil der armen Geneviève bewahren konnte — nach so langen Jahren noch! . . .“ — „Ich möchte den Spender doch kennen, Pathe, um ihm zu danken! . . .“ — „Wir wollen uns in Givry erkundigen, mein Kind! Um aber wieder auf Marboche zu kommen: hat er Dir nicht gesagt, warum er nicht hier gewesen ist?“ — „Er ist in der Gegend von Saint-Trun herumgewandert.“ — „Das ist thöricht von ihm!“ sagte Rouvenat unzufrieden. „Was braucht er auf allen Landstraßen umherzubetteln, da er doch weiß, daß er hier im Hofe Alles bekommt, was er braucht.“ — „Das habe ich ihm auch gesagt.“ — „Und wann will er denn wieder einmal kommen?“ — „In diesen Tagen.“ — „In diesen Tagen! In diesen Tagen! Wie unbestimmt das ist! Wenn er heute bis um zwei Uhr nicht gekommen ist, will ich in seine Felsen hinaufklettern, denn sprechen muß ich ihn.“ — „Weghalb liegt Dir gar so viel daran, Pathe?“ — „Nun, ich muß Dir's schon sagen, Blanche, Marboche hat mir neulich das Leben gerettet und ich will ihm danken.“ — „Davon hat er mir gar nichts gesagt. Was ist Dir denn geschehen?“ — „Nichts. . . ein Zufall. . . Ich will Dir das später einmal erzählen. Aber was für ein Sonderling doch dieser Marboche ist! Indem er nicht herkommt, will er sicher meinem Dank ausweichen. Aber da irrt er sich. Der alte Rouvenat vergißt nicht so leicht! Ich will nicht, daß er noch weiter bettelt! Mit Güte oder Gewalt muß er von mir eine kleine Rente annehmen, die ihn für den Rest seines Lebens vor Noth schützt. Und dann habe ich noch eine Idee, Blanche. Seit heute Morgen arbeiten die Maurer an der Renovirung des Häuschens des Jean Renaud. Wenn dieses Dein Häuschen wieder hergestellt ist, will ich's einrichten, und da doch Jemand darin wohnen muß, so habe ich an Marboche gedacht. Was sagst Du dazu?“

Das junge Mädchen fiel ihm um den Hals.

„Nur Du kannst so gute Einfälle haben!“ rief sie. — „So bist Du also einverstanden?“ — „Natürlich, Pathe, natürlich! Und wenn Marboche Schwierigkeiten machen sollte, sage ihm nur: Blanche will es!“

*

Der alte Marboche mied in der That den Seuilhof. Aber nicht weil er dem Danke Rouvenat's entgegen wollte, sondern um sich nicht zu verrathen. Er fühlte, daß jetzt ein Wort, ein Blick, eine Thräne seines Kindes genügt, um zwischen ihm und Rouvenat eine Erklärung herbeizuführen.

Ah, wenn es sich nur um Blanche und Leon gehandelt hätte, würde er bald gewußt haben, was zu thun sei. Aber Jacques Mellier stand als Hinderniß da.

„Was thun? Was thun?“ fragte er sich voller Angst. Er war untröstlich über seine Machtlosigkeit.

Wie er es am Morgen gesagt hatte, ging Rouvenat am Nachmittag, den alten Bettler aufzusuchen. Er fand ihn vor seinen Felsen, den Blick stummend in's Thal hinabgerichtet.

Der Bettler fuhr erstaunt auf.

„Wie, Herr Rouvenat, Sie sind's!“ rief er. — „Ja, ich bin's,“ sagte Rouvenat herzlich. „Ich sehe, Sie haben mich nicht erwartet.“ — „Wahrhaftig nicht.“ — „Wenn ich Sie störe, sind Sie selber Schuld daran. Da Sie den Weg zum Hofe vergessen, bin ich nun zu den Felsen gegangen.“ — „Willkommen auf meinem Gute, Herr Rouvenat. Und mit was kann Ihnen Marboche zu Diensten sein?“ — „Vor Allem Ihre Hand her, Marboche, und seien wir Freunde. Sie haben mir nicht nur

das Leben gerettet, indem Sie mich aus dem Brunnen zogen, sondern auch dem Fräulein vom Seuilhof ihren besten Freund, ihren treuesten Beschützer erhalten. Ich habe ihr heute schon erzählt, daß Sie mir das Leben gerettet haben, ohne aber zu sagen, wie und vor was. Das hätte sie mir unmöglich erschröckelt."

Marboche lächelte.

"Jemand hat Ihnen sicher den Weg da hinunter gewiesen, Herr Rouvenat." — "Sie wissen, was vorgefallen ist, Sie haben was gesehen, Marboche?" — "Gesehen habe ich nichts, wohl aber errathen. Verigen Sonntag habe ich die beiden Pariser durch die Lichtung streichen sehen; sie haben Respekt vor den Gendarmen." — "Sie sind mit dem Herrn verwandt, darum will ich sie nicht anzeigen. Sie werden dem Galgen ohnedies nicht entrinnen." — "Das ist sehr schön von Ihnen, Herr Rouvenat, aber nehmen Sie sich nur in Acht. Die Strafslosigkeit macht solche Schurken nur noch lecker. Sie haben die Gegend noch nicht verlassen. Glauben Sie mir, bleiben Sie nach dem Dunkelwerden hübsch daheim." — "Will's befolgen, Alter, will's befolgen. Aber lassen wir jetzt die beiden Kerle. Sprechen wir von Ihnen, Marboche." — "Von mir?" — "Ja. Ihr führt da ja ein lustiges Leben. Das Betteln ist ein beschwerlicher Erwerb und arbeiten könnt Ihr nicht mehr. Und so habe ich mir denn Folgendes ausgedacht, was auch Blanche ganz wohl gefällt. Ich habe ein hübsches Stümchen erspart, Alter, und davon sollt Ihr eine kleine Rente von jährlich sechshundert Franken annehmen. Und da Ihr doch nicht ewig in diesen Felsenhöhlen da hausen könnt für Eure alten Tage, so sollt Ihr in das kleine Häuschen ziehen, das ich gerade jetzt in Evry renoviren lasse und welches der kleinen Blanche gehört."

Marboche hatte Thränen in den Augen. Er war tief bewegt.

"Ah! Sie lassen das Häuschen wiederherstellen. . . .
— "Ja, und dort müßt Ihr hinein. Ihr könnt's dem guten Mädchen nicht abschlagen! In drei Wochen ist das Ding fertig. Bis dahin zieht Ihr auf den Hof! Einverstanden? Abgemacht?" — "Ich werde Ihr und des Fräuleins Blanche gültiges Anerbieten vielleicht annehmen, Herr Rouvenat," entgegnete Marboche mit zitternder Stimme, "aber später." — "Weshalb nicht gleich?" — "Das wird von Umständen abhängen." — "Was wollen Sie damit sagen?" — "Was ich neulich that, war Menschenpflicht. Sie wollen mich nun dafür belohnen. Das ist sehr edel von Ihnen. Aber Sie wissen vielleicht nicht, daß ich bei Ihrer Rettung nur ein Mithelfer war, daß ich dabei viel weniger thun konnte als ein braver Junge, der mich damals begleitete. Und wenn Sie schon mich so großartig belohnen, so frage ich mich: was können Sie für Den thun, der in die Tiefe des Brunnens hinabgestiegen ist mit Lebensgefahr, um Ihnen den Strick um den Leib zu legen?"

Rouvenat war erbebt. Er schaute jetzt den Bettler bestürzt an. Er rief jählings: "Sie sagen mir nicht Alles, Marboche; wie kam der junge Mensch zu Ihnen? Er hat mit Ihnen verkehrt; was hat er Ihnen gesagt?" — "Wollen Sie es durchaus wissen? Nun wohl. Hier auf dieser Stelle, wo wir uns befinden, hat er mir unter Thränen geklagt, daß er Blanche Mellier liebe und daß Pierre Rouvenat, der Pathe, ihm befohlen habe, von ihr zu lassen und für immer aus der Gegend zu ziehen! Wie er so klagte, da war mir so leid um den Armen! Und dann — Herr Rouvenat, ich bin überzeugt, er würde Ihr Pathenkind glücklich machen!"

2.

"Nein, nein!" sagte Rouvenat mit bewegter Stimme, "daran will ich gar nicht denken!" — "Und weshalb denn nicht? Wollen Sie denn, daß Fräulein Blanche ledig bleibt? . . . Gestern habe ich das arme Kind in Evry gesehen; wie verändert war sie! Bläß, leidend! O, Sie müssen das auch sehen, Herr Rouvenat. Und weshalb? Weil sie den jungen Menschen liebt!" — "Marboche, Sie interessieren sich also lebhaft für ihn?" — "Gewiß." — "Wo wohnt er?" — "Er wohnte in Saint-Jean beim Wirths Vertaur. Aber um das Versprechen zu erfüllen, welches er Ihnen gegeben, hat er die Gegend verlassen und ist nach Paris zurückgekehrt." — "Ist er aus guter Familie?" — "Er hat gar keine Familie!" — "Wie?" — "Nein. Seinen Vater hat er nie gekannt. Seine Mutter machte mit ihm, da er ungefähr sechs Jahre alt sein mochte, in einer eifigen Dezembernacht eine Fußreise und ist, wie es scheint, am Wege dem Froste erlegen. Gauller laßen das Kind auf. Einer von ihnen hat es erziehen lassen und einen braven Mann aus ihm gemacht. Dieser Gauller weiß aber weniger über die Geschichte des Verwaisten als ich. Soll ich Ihnen erzählen, was ich weiß, Herr Rouvenat?" — "Gewiß, gewiß, Marboche." — "Ich glaube in der That, daß es Sie interessieren dürfte," sagte Marboche mit einem seltsamen Lächeln. — "Der junge Mann hat mir das Leben gerettet, und wenn ich etwas thun kann für ihn. . . ." — "Sie werden ja sehen." — "Ich höre." — "Also. Er hoffte, wie er mir sagte, in dieser Gegend die Familie seiner Mutter wiederzufinden. Denn hier auf dem Wege von Besoul nach Gray wurde seine Mutter sammt ihm von den Gaullern im Schnee gefunden." — "Seltsam! seltsam!" sagte Rouvenat. — "Nicht wahr? . . . Und stellen Sie sich vor, Herr Rouvenat: wie er neulich nach Saint-Jean kam, erinnerte er sich beim Anblick der beiden

steinernen Hunde plötzlich, daß er schon als Kind dagesessen sein müsse. Und auch der Wirth erinnerte sich, daß vor dreizehn, vierzehn Jahren eine schöne junge Frau mit einem kleinen Kinde bei ihm abgestiegen sei. . . ."

Rouvenat war leichenbläß geworden. Seine Augen glühten wie Kohlen.

"Weiter! . . ." fleuchte er. "Weiter! . . ." — "Interessirt Sie das wirklich?" fragte Marboche gutmüthig. — "O sehr, sehr! . . ." — "Nun, sehen Sie: eine Erinnerung frischt die andere auf; so erinnerte sich der junge Mann ebenfalls, daß seine Mutter in dem Gasthauszimmer den Besuch eines Landmannes erhielt, der das Kind auf seine Kniee nahm und küßte. . . ."

Rouvenat fuhr sich mit den Händen zitternd in die Haare und mußte sich an einen Baum lehnen.

"Mir scheint wirklich," sagte Marboche, "daß die Sache Sie immer mehr interessirt?" — "Marboche, den Namen des jungen Menschen, schnell, sagen Sie mir den Namen des jungen Menschen!" — "Seinen Namen! Er hat nur den, den seine Mutter ihm. . . ." — "Leon, nicht wahr, Leon!" — "Wie gut Sie doch rathen können, Herr Rouvenat," sagte Marboche mit gut gespielterm Erstaunen. "Er heißt richtig Leon."

Rouvenat, beide Hände auf's Herz gepreßt, athmete tief auf. Eine unsägliche Freude strahlte in seinen Augen. Er war wie verklärt.

Marboche lächelte ihn mit halb geneigtem Kopfe an. Dann setzte er hinzu: "Noch muß ich Ihnen sagen, Herr Rouvenat, daß der Gauller, der ihn erzogen hat und welcher Goliath heißt, in einem Ledersack, den die arme Mutter am Arme trug, eine Summe von zwölftausend Franken in Gold gefunden hatte. Dank dieser Summe konnte der arme Landstreicher dem Findling eine vorzügliche Erziehung geben lassen. Und so ist heute Herr Leon bereits absolvirter Hörer der Universität."

Der alte Landmann konnte sich nicht länger zurückhalten. Er brach in Schluchzen aus.

"Was! Sie weinen ja, Herr Rouvenat! Ja, was haben Sie denn?" fragte Marboche. — "Ja, ich weine. Das ist sonderbar, nicht wahr? Aber, verzeihen Sie, Marboche, ich kann nicht anders." — "O, vor mir brauchen Sie sich gar nicht zu geniren."

Und auch ihm standen die Augen voller Thränen.

"Sie weinen ja auch, Marboche!" rief Rouvenat. — "Wer soll da auch nicht weinen!" — "Marboche, der junge Mann ist also nicht mehr hier? Er ist nach Paris zurück?" — "Seit vier Tagen."

Rouvenat seufzte bestohlen.

"Wie ihn jetzt finden?" murmelte er. — "Ist's Ihnen nicht recht, daß er fort ist?" — "Ich bin in Verzweiflung darüber, Marboche." — "So haben Sie also Ihre Idee geändert?" — "Ja." — "Auf das, was ich Ihnen da erzählt habe?" — "Ja, das hat's bewirkt. Aber Sie können das nie verstehen." — "O, im Gegentheil, ich verstehe es sehr gut." — "Das ist nicht möglich, Alter." — "Meinen Sie?" rief Marboche, indem er sich hoch aufrichtete, mit bebender Stimme. "Ich sage Ihnen aber, Herr Rouvenat, daß Sie in diesem jungen Manne, den Ihr Pathenkind liebt, den Sie zurückgestoßen haben und der Ihnen das Leben rettete, Denjenigen erkannt haben, welchen Sie vor dreizehn Jahren mit Fräulein Blanche verlobt; denn er ist der Sohn Lucile Mellier's, der Tochter Ihres Herrn."

Rouvenat fuhr wie entsetzt auf und starrte den Bettler an. Dann packte er ihn an den Armen und rief mit erstarrter Stimme: "Woher wissen Sie das Alles?" — "O, ich weiß noch weit mehr," entgegnete Marboche langsam und ernst. "Drei Männer gibt's auf Erden, welche die Geheimnisse des Seuilhofes kennen: Jacques Mellier, Pierre Rouvenat und ein Dritter." — "Aber wer sind denn Sie?" rief Rouvenat. — "So sehen Sie mich doch an. Ich bin wohl sehr, sehr verändert, nicht?"

Rouvenat stieß einen heiseren Schrei aus, wich zuerst zurück und stürzte sich dann auf Marboche, den er krampfhaft umfaßte und stürmisch an's Herz drückte.

"Jean Renaud!" sagte er mit vor Schluchzen unterbrochener Stimme. "Jean Renaud, mein theurer Jean Renaud, Du bist es, Du ergebene Herz, Du armer Märtyrer, Dich halte ich in meinen Armen, Dich drücke ich an meine Brust! O, wie konnte ich Dich so lange verkennen! Jetzt verstehe ich erst, was mich gleich vom ersten Augenblicke an zu Dir zog. Aber warum hast Du Dich denn nicht zu erkennen gegeben? Warum hast Du mir nicht zugerufen: Pierre, ich bin's ja, ich bin Jean Renaud!" O, über meine blöden Augen! . . . Und dann dieser lange Bart. . . . aber jetzt erkenne ich Dich, das ist ja Dein gutes, offenes, ehrliches Auge! . . . Aber verändert bist Du, Deine Stimme ist ganz anders geworden. O, das alte Lächeln hast Du aber noch! O Jean Renaud, mein theurer Jean Renaud, komm, laß Dich noch einmal umarmen!"

Und die beiden Greise preßten einander an's Herz. Dann ließen sie sich auf einem großen Steine nieder.

Und Rouvenat begann: "Du Armer! So verändert! Wie viel müßt Du gelitten haben. Und das Alles für Mellier, für mich. . . ." — "Rouvenat, Du hast Dein Versprechen rüchlich erfüllt; Du hast meine Tochter aufgezogen, Du hast sie lieb gehabt, das Vergangene sei vergessen." — "Du bist zufrieden mit ihr, nicht wahr? Sie ist so schön, Jean Renaud, Deine Tochter, so sanft, so lieb, so gut. . . . Glaube mir, auf der ganzen Welt gibt's kein besseres Geschöpf als Blanche, meine Herzens-Blanche, Dein Tochter-

lein!" — "So ist's, Pierre. Und das ist der Lohn, den mir Gott bestimmt hatte." — "Und so oft warst Du bei uns und hast nie ein Wort gesagt. . . . O, Du hast den Bettler sehr gut gespielt! . . ." — "Gespielt? Bin ich denn etwas Anderes als ein Bettler?" — "Geh, geh! Du weißt doch, daß Du mit einem Worte aus Deinem Munde das ganze Vermögen Jacques Mellier's zur Verfügung hast." — "Ich wollte unerkannt bleiben." — "Weshalb? Ah, ich errathe! . . . Du bist aus Capenne entsprungen; aber sei ruhig, wir wollen Dich schon hüten und verbergen. . . ." — "Ist nicht nöthig, Rouvenat," lächelte Jean Renaud. "Ich bin kein Sträfling mehr und ich habe Schriften, welche dies beweisen. Seit einigen Monaten schon bin ich frei, frei!! O Pierre, Du wirst die Wunderseligkeit dieses Wortes nie begreifen, das kann nur Einer, der die Ketten gefühlt hat; das kann nur Einer, der im Grabe alle Schrecken des Scheintodes erlitten hat und dem sich die Sonne des hellen Tages wieder erschließt! . . . Als freier Mann kehrte ich in die Heimat zurück und fand — mein armes Weib todt." — "Und schmückst nun ihr Grab täglich mit frischen Blumen!"

Jean Renaud lächelte sanft unter Thränen: "Man sagt, daß die Todten die Blumen lieben."

3.

Im Hofe des Seuilhofes waren zwei Knechte beschäftigt, ihre Sensen zu schleifen.

"Morgen fängt das Heuen an," sagte Rouvenat zu Jean Renaud. "Aber das soll mich nicht hindern, nach Paris zu gehen. Man wird einen, zwei Schnitter mehr aufnehmen und die Sache ist in Ordnung. Ah, dort geht Jacques auch einmal auf die Acker hinaus," fuhr er fort. "Das ist eine Seltenheit bei ihm." — "Wie rasch er altert!" sagte Jean Renaud; "täglich geht er geträumter" — "Er wankt seinem Grabe zu," entgegnete traurig Rouvenat. "Der Unglückliche ist mittheillos gewesen mit seinem eigenen Kinde, die Neue verzehrt ihn. Wenn ich ihn in zwei, drei Tagen Leon zuführen kann, wird er außer sich sein vor Freude; aber um ihn zu trösten, um ihm den Frieden zurückzugeben, müßte ich ihm Lucile, seine Tochter, wiedergeben können."

Sie traten in das Haus.

"Wo ist Fräulein Blanche?" fragte Rouvenat die Magd. — "Mir scheint, sie ist in ihrer Stube." — "Gut."

Damit winkte er Jean Renaud, der ihm folgte. Rouvenat öffnete die Thüre seines Zimmers und ließ den Vater des jungen Mädchens eintreten, indem er sagte: "Warte hier und habe Geduld. Ich werde so kurz als möglich sein." — "O, schone sie!" sagte Jean Renaud mit zitternder Stimme. "Sei nicht zu rasch, sage ihr's nicht zu unvorbereitet, sie ist so zart. . . ." — "Sei ruhig, Jean Renaud, Blanche ist tapfer. Und dann — man stirbt nicht aus Glück."

Sie wechselten einen Händedruck und einen Blick, dann pochte Rouvenat an die Thüre des jungen Mädchens.

"Bist Du es, Pathe, was?" fragte Blanche. — "Ja."

"Nur herein."

Rouvenat trat ein.

Blanche arbeitete an einer Stickerei am Fenster. Rouvenat setzte sich neben sie.

"Du hast schon wieder geweint," sagte er mit sanftem Vorwurf. — "Sei nicht böse. Ich will schon wieder vernünftiger werden, damit ich Dich nicht betrübe." — "Dir böse sein? Kann ich denn das?" — "Mein guter Pathe! Mir scheint, ich habe Dich mit dem guten Marboche heimkommen sehen?" — "Ja. Wir haben lange mit einander geplaudert." — "Hat er unsern Vorschlag angenommen?" — "Ja." — "Wie mich das freut!" — "Weißt Du, daß ich bald eiferfüchtig sein werde?" — "Eiferfüchtig?" — "Du hast den alten Marboche viel zu lieb!" — "Es ist wahr, ich weiß selber nicht, wie es kommt, daß ich ihm so gut sein muß, so von Herzen gut!"

Rouvenat lächelte.

"Lächle nicht! Denn Du weißt wohl, daß ich Niemand auf der Welt so lieb haben kann wie Dich. Es freut mich nur, daß der arme Marboche nicht mehr wird betteln müssen." — "Nein, das ist abgemacht." — "Und will er auch nach Evry ziehen?" — "Darüber hat er sich noch nicht entschlossen. Es ist möglich, daß er ganz und gar hier im Hofe bleiben wird."

Blanche schaute jetzt auf und ward betroffen von dem Ausdruck in dem Gesicht des Alten.

"Wie fröhlich Du dreinsiehst!" machte sie. — "Und ich bin auch fröhlich, selig, glücklich! . . ." — "Glücklich?" — "Soll ich das Glück mit Dir theilen, Kleine? . . . Du bist kein Kind mehr und man kann Dir schon ein Geheimniß anvertrauen. . . ." — "Ein Geheimniß?" — "Ja, ein wichtiges, ein schreckliches!" — "Mein Gott, Du erschreckst mich!" — "Beruhige Dich, Kind, es handelt sich um Deine Zukunft, um Dein Glück. Es ist nöthig, daß Du das Geheimniß erfährst, um Deinem Herzen seine Fröhlichkeit wiederzugeben. Denn das Glück ist für Dich so groß wie für mich! Höre mich an. Du weißt, daß Jacques Mellier eine Tochter gehabt hat?" — "Ja, Lucile." — "Nun, diese Lucile war die Freude und der Stolz ihres Vaters. . . ."

Und er fuhr fort zu erzählen. Langsam, klar, deutlich, und das junge Mädchen hörte ihm zu, zitternd, voll Theilnahme, voll Mitleid, voll Bangen, dann voll Hoffnung, voll Erstaunen, voll Rührung und voll seliger, traumhafter, geblendeter Ueberraschung.



Schwarzbärjagd im k. k. Tiergarten bei Wien. Zeichnung von Albert Küster. (S. 255.)

Er erzählte ihr von Lucile, von dem braven Jean Renaud, von der That Mellier's, von dem edlen Opfer des dankbaren Wolfsbüblers, von dem Kinde Lucile's, dem kleinen Leon, und wie er sie demselben schon vor Jahren verlobt, und wie dasselbe jetzt wiedergekommen, und daß es

der Mann sei, den sie liebe, und daß sie die Seinige werden solle: und mitten in das glückliche Weinen des jungen Mädchens hinein erzählte er ihr, daß ihr unschuldiger, edler Vater freigesprochen, daß er hier, daß es Marboche sei!

Als er so weit mit seiner Erzählung gekommen, öffnete er die Thüre des Zimmers — da stand Marboche. Ein Schrei der Seligkeit und Blanche lag in den Armen ihres schluchzenden Vaters...

Das Gelegenheitsgedicht.

Nach Skizzen von S. v. S.



So ein Gelegenheitsgedicht ist für mich 'ne Kleinigkeit. Hat man die Disposition und einige gute Pointen, so macht sich das Andere von selbst!



Wie könnte man denn anfangen?



Hm, hm, — wart' einmal —



Vielleicht so — „Wenn die bleiernen Schatten der Nacht“ —



Nein, das geht nicht — — — „Wenn die Schatten der bleiernen Nacht“ —



Verwünscht noch einmal, — wenn nur der Anfang nicht sein müßte! — „Wenn die Nacht des bleiernen Schattens“ —



Da möchte man doch gleich aus der Haut fahren — —



Es ist zum Rasen werden — — „Wenn die bleierne Nacht des Schattens“ — — —



„Hol' der Teufel die ganze Dichterei! — —

Rouvenat verließ, selig vor Freude, die Beiden und stieg die Treppe hinab, indem er vor sich hin lachte: „Zwei sind jetzt glücklich. Nun kommt die Reihe an die Anderen.“ Er fand den alten Mellier im Hofe, eben von den Felbern zurückgekehrt. Er war an dem alten Brunnen vor-

über gekommen, in den man schon vier oder fünf Fuhren Steingeröll geschüttet hatte.

„So hast Du Dich endlich entschlossen, den Schächerbrunnen verschütten zu lassen?“ sagte er zu Rouvenat. — „Hast Du's bemerkt?“ — „Ja. Woher nimmst Du das

Material dazu?“ — „Aus Givry. Es ist das Mauerwerk des Häuschens vom Jean Renaud.“

Der alte Mellier war überrascht. „Du läßt also das Häuschen wiederherstellen?“ — „In drei Wochen wird es ebenso freundlich dastehen wie einst.“

— „Was bedeutet denn das, Pierre?“ fragte Mellier bewegt. „Blanche will doch nicht etwa den Hof verlassen?“ — „Sie denkt nicht daran.“ — „Woher also das Häuschen wieder aufbauen?“ — „Das Kind wünscht es so.“ — „Befehle!“ — „Sie hofft, daß Jean Renaud wiederkommt.“ — „Die Arme!“ murmelte Mellier kopfschüttelnd. „Auch ich habe einst diese Hoffnung gehabt, aber ich habe sie längst aufgegeben, sowie ich auch meine arme Lucile nicht wiederzusehen hoffe. Ach! Der gestrenge Gott läßt mich den Kelch bis zur Reife leeren. Ich verdiene es, aber es ist hart, Pierre, sehr hart. Befehle müssen die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden? ... Eben, wie ich über die Felder schritt, Pierre, flog eine Krähe mit schwerem Flügel über den Himmel und ließ über meinem Haupte ein einziges klagendes Krächzen hören. Sollte das ein Vorzeichen sein?“ — „Aberglauben!“ — „Nein, nein, ich habe ein Vorgefühl, Pierre, daß ich sterben werde, ohne meine Tochter wiedergesehen, ohne meine zitternde Hand auf das Haupt ihres Sohnes gelegt zu haben! Wie schön ist die Welt und wie düster ist's in meinem Innern! Wie reich sind meine Gründe! Alles wächst, blüht, reift, gedeiht! Gottes Segen und Deine fleißigen Hände haben mein Bestreben zum schönsten und üppigsten des Landes gemacht. Ach, und ich, ich stehe am Rande des Grabes! In wessen Hände, Pierre, wird nach uns all' diese Herrlichkeit, Dein Wert und meine Habe fallen?“ — „Ich hoffe, in die richtigen!“ — „Du hoffst noch immer?“ — „Mehr als je!“ — „Wie Du das sagst, Pierre! Deine Augen leuchten ja förmlich! Pierre, Du hast Nachrichten?“ — „Und ob!“

Das Antlitz Mellier's erhellte sich. „Welche? Welche? O, sprich doch, Pierre, sprich doch!“ — „Morgen, Jacques, noch vor Tagesanbruch bin ich auf dem Wege nach Paris.“ — „Meine Tochter ist in Paris?“ schrie Mellier auf. — „Sie? Nein. Aber Leon Mellier, ihr Sohn. Nun? Was sagst Du, alter Jacques? Habe ich nicht Recht gehabt? Das Glück lächelt Dir wieder!“ — „Und Lucile?“ — „Für jetzt habe ich nur ihn wiedergesunden. Vergnüge Dich damit und danke Gott dafür!“ — „Du hast Recht. Da fühle, wie mir das Herz pocht! O, wie wohl thut doch die Freude! Die Hoffnung! Mir ist, als sei ich neu geboren! ...“

Rouvenat freute sich an seiner Freude; er wollte ihm nicht gleich Alles sagen, und so schwieg er ihm noch von Jean Renaud und davon, daß Blanche Alles wisse ... Alles!

Und am Abend, da wurde es zwischen ihm, Blanche und Marboche ausgemacht, daß dieser Letztere bis auf Weiteres noch seinen Namen verschweigen und die Rolle eines Bettlers weiter spielen solle.

Und während Rouvenat's kurzer Abwesenheit solle Jean Renaud im Schäferhause wohnen, um seinem Kinde näher zu sein.

Am nächsten Morgen um drei Uhr gab Rouvenat Blanche einen Kuß und Jacques Mellier einen Händedruck und stieg in den Wagen, welcher ihn nach Saint-Trun bringen sollte, von wo aus er den Stellwagen nach Besoul benützen wollte.

„Komm' bald zurück!“ rief ihm Mellier nach. „Komm' und bringe mir meinen Sohn mit!“

Auf den Wiesen ertönte schon der Schleiffstein an den Senfen.

Zur Frühstückzeit erfuhren die Knechte und Tagelöhner, daß Herr Rouvenat nach Paris gereist sei. Am ersten Tage der Heuernte! Das mußte schon eine wichtige Angelegenheit sein, die ihn forttrieb! Was hatte er nur in Paris zu thun?

Die Milchmagd des Hofes, ein bides, rothhaariges Mädchen voll Verschlagenheit und Tücke unter ihrem dummen Äußeren, zeigte sich besonders neugierig und fragsüchtig.

Dieses häßliche und gemeine Geschöpf hieß Gertrud. Sie war seit einem Jahre auf dem Seuilonhofe.

Trotz ihrer Häßlichkeit hatte der schöne Franz sie glauben gemacht, daß er sie liebe, um durch sie zu erfahren, was vorgehe. So war sie seine Geliebte und seine Sklavin geworden.

Seit der Verabschiedung des Burschen trafen sie sich öfters des Nachts in der Nähe des Hofes. Sie meldete den Pariser Alles, was in demselben vorkam. Sie war die Spionin des feindlichen Gesindels.

4.

Nach einem glanzvollen Tage sank die Sonne hinter die vergoldeten Wipfel; noch ein letztes Lächeln sandte sie der Natur, der Abendwind erhob sich und Blätter und Blüten schauerten dem scheidenden Lichte nach: „Gute Nacht!“

Einzelne Sterne erschienen bereits am Himmel. Das am Tage geschnittene Heu war schon in kleine Hügel gehäuft. Die Vögel suchten die Baumwipfel, die Falter betteten sich in die Blumen. Von allen Seiten vernahm man Lärmen, Stimmen, die einander zuriefen, Gelächter, Lieder, die Grillen zirpten, die Frösche quakten. Die Schnitter und Schnitterinnen kamen von den Wiesen heim, um im Hofe ihr Abendbrot zu nehmen. Nach dem Essen versammelten sich Alle im Hofe. Die Männer auf einer Seite, die Frauenzimmer auf der andern. Man plauderte halblaut. Die Tagelöhner hatten keine Eile mit dem Nachhausegehen. Es war ja noch hell und Frémicourt ist nicht

weit vom Seuilonhofe. Mellier schritt aus dem Hause mit Blanche am Arme. Man umringte sie und viele Stimmen riefen: „Guten Abend, Herr Mellier! Guten Abend, Fräulein Blanche!“

Von Givry aus trat Jean Renaud, seinen Bettelsack an der Seite, den Stoch in der Hand, in den Hof.

„Die braven Leute! Wie sie mein Töchterlein lieb haben!“ murmelte er.

Und er trat langsam näher. „Nun, Kinder, seid ihr zufrieden mit eurem Tage?“ fragte der alte Mellier.

Der älteste Tagelöhner lästete den Hut und meinte: „Natürlich! Das schöne Gras und das schöne Wetter! Und zu essen und zu trinken auch genug! Lustiger freilich war's noch gewesen, wenn Herr Rouvenat dageblieben wäre.“ — „Der hat nach Paris müssen in einer wichtigen Angelegenheit, meine Freunde.“ — „Wir haben's gehört, Herr Mellier.“ sagte ein zweiter Schnitter. „Schade, daß er nicht hat wenigstens bis morgen bleiben können.“ — „Ihr hättet also heut Abend etwas von ihm haben wollen?“

„So ist's, Herr Mellier.“ — „Nun, kann ich's nicht thun?“ — „Freilich, Herr Mellier, warum nicht? Morgen ist Peterstag, und da hat uns Herr Rouvenat noch alljährlich nach dem Nachessen regalirt, Herr Mellier.“ — „Warum habt ihr denn das nicht gleich beim Essen gesagt? Wenn auch Pierre Rouvenat nicht da ist, so ist doch der Keller daheimgeblieben, und der steht dem Peterstage stets offen. Geh', Blanche, besorge, daß man von meinem ältesten Burgunder herausschaffe.“ — „Es lebe der Peterstag! Es lebe Jacques Mellier!“ schrien die Schnitter aus voller Kehle. — „Geht nur wieder hinein, meine Freunde.“ fuhr der alte Mellier fort, „geht nur wieder hinein.“

Einen Augenblick später waren Männer und Weiber wieder um den langen Tisch versammelt, auf welchem Blanche lächelnd, fröhlich, stink, mit strahlendem Gesichtchen selber das eingekottene Obst, den Honig, den Zwieback und das Weißbrot aufbedeckte.

Jean Renaud war da. An ein Möbel gelehnt, ließ er sein Töchterlein nicht aus den Augen; er betrachtete sie mit Entzücken.

Und gewiß! Die Anwesenheit ihres Vaters war der Freude, die aus den Augen des jungen Mädchens leuchtete, nicht fremd. Sie fühlte mit innerem Entzücken diesen Vaterblick.

Bald kamen die Krüge zum Vorschein und der alte Burgunder ergoß sein rothes Blut in die Gläser.

Gleich Jean Renaud war auch Jacques Mellier stehen geblieben. Blanche ergriff ein Glas und reichte es ihm.

Aber Mellier meinte: „Zuerst dem guten Marboche, mein Kind. Er wird sicher gerne mit diesen braven Leuten auf die Gesundheit Rouvenat's anstoßen.“

Blanche brachte das volle Glas ihrem Vater. Er ergriff es mit zitternder Hand.

„Ja freilich will ich auf die Gesundheit des Herrn Rouvenat trinken, und auch auf die Ihrige, Herr Mellier, auf die des Fräuleins Blanche und auf das Glück des Seuilonhofes. Es lebe der Seuilonhof!“

Und Alle stießen mit den Gläsern an und riefen: „Hoch der Seuilonhof! Hoch, hoch!“

Dann wurde gesungen, Lied auf Lied, und getrunken Glas auf Glas, und als das letzte Lied verklungen und als das letzte Glas geleert, da verließen die fröhlichen Leute den Hof und Jean Renaud mit ihnen.

Auf der Schwelle noch fand Blanche Gelegenheit, ihrem Vater zuzuflüstern: „Vater! Ich will an Dich denken bis zum Morgen!“

5.

Die Nacht war gekommen. Millionen Sterne erglänzten am klaren Himmel, süße Düfte lagen in der Luft. Der Mond leuchtete glanzvoll über der Landschaft.

Die Arbeiter waren noch nicht auseinander gegangen und wollten sich eben zerstreuen. Da ließ plötzlich eine Nachtteule, die einen andern Vogel verfolgte, einen freischenden Schrei hören.

Die Weiber brückten sich schweigend und fröstelnd an einander.

„Na? Was habt ihr denn?“ meinte einer der Männer lachend. — „Hast Du denn nicht gehört?“ — „Was denn? Den Eulenschrei?“ — „Gott!“ schauerte eine dicke Bäuerin, welche an allen Gliedern zitterte; „wenn ich allein wäre, würde ich nie den Muth haben, nach Frémicourt zurückzukehren. Ich würde vor Angst sterben bei dem bloßen Gedanken, daß mir das Gespenst in den Weg treten könnte!“ — „Ihr seid alberne Märrinnen mit dem Gespenste, das seit einiger Zeit in eurem Gehirne spukt! Es gibt gar keine Gespenster!“ — „Wenn man's aber gesehen hat!“ — „Wer denn?“ — „Frag' nur den Fischer Mathieu.“ — „Und der junge Martin hat's ebenfalls gesehen.“ — „Na!“ lachte der freigeistige Schnitter. „Mir soll's es nur in den Weg kommen!“ — „Das verlanget Dir ja nicht! Das Gespenst haucht Dich an und Du hast die Gelbsucht, die Du in Jahr und Tag nicht loswirst.“ — „Und wo kann man denn das Gespenst treffen?“

— „Am Flüsse, dort, wo der Steg des Herenloches ist. Es erscheint wie der Blitz und läßt eine lange Reihe glühender Funken auf seinem Wege. Und es geht nicht, es fliegt.“ — „Euer Gespenst ist ganz einfach ein Irrwisch.“ — „So! Hat ein Irrwisch Arme, Beine, einen

Kopf? Der alte Mathieu hat betheuert, daß es so nahe an ihm vorübergekommen sei, daß er's mit der Hand hätte festhalten können, wenn ihm diese Hand nicht plötzlich gelähmt worden wäre.“ — „Weil er Angst hatte.“ — „Gut, zugegeben, daß er Angst hatte — ist das ein Beweis, daß er das Gespenst nicht wirklich gesehen hat?“

Der Bauer zuckte die Achseln.

Die Bäuerin wurde ärgerlich.

„Ich würde lachen, wenn Dir der Geist eine tüchtige Lektion geben würde!“ — „Und glaubst Du, daß ich mir so leicht eine versehen lasse?“ — „Na, spaße nur! So stark Du bist: wenn das Gespenst Dich nur anrührt, fällst Du um wie ein Stück Holz!“ — „Geh' weiter!“ — „Ja wohl!“ fuhr die Erzählerin fort, um welche sich die athemlosen Zuschauerinnen immer dichter drängten. „Wenn das Gespenst an Einem vorbeikommt, hört man Stöhnen und Seufzen und Schluchzen, als ob das ganze Thal zu klagen anfänge. Und groß ist es, so groß wie ein Pappelbaum!“ — „Und natürlich auch weiß? Wie alle Gespenster ...“

— „Nein, das Gespenst vom Herenloche ist kohlraben-schwarz.“ — „Schwarz! Vielleicht ist's gar der Teufel!“

Einige Weiber schrien entsetzt auf.

„Na, vor dem Teufel braucht man sich nicht zu fürchten, denn er rennt davon, sobald man das Zeichen des Kreuzes gegen ihn macht.“ — „Meiner Seele, ich fange bald an, selber an das Gespenst zu glauben.“ — „Stell' Dich um Mitternacht auf den Steg, dann wirst Du es schon sehen.“

Ein Schnitter, der bisher schweigend zugehört hatte, nahm jetzt das Wort.

„Ich glaube sonst nicht an Geister und Gespenster,“ meinte er ernst, „aber das ist sicher und ich kann's behaupten, weil ich's selber gesehen habe, daß ein sonderbares Wesen, Mann oder Weib oder Dämon, des Nachts am Ufer der Sableuse umherirrt wie eine arme Seele! Es mag nun drei Jahre her sein, da suchte ich gegen elf Uhr in der Johannisnacht an der Wehre drunten. Ich ging so schnell als möglich das Ufer des Flusses entlang mit meiner Angel, als ich plötzlich ein Klagen und Jammern vernahm. Ich meinte, es sei Jemanden ein Unfall geschehen, und wandte mich nach der Seite, woher die Klage töne kamen. Da richtete sich plötzlich dicht vor mir eine dunkle Gestalt in die Höhe, als sei sie der Erde entflohen. „Wer da!“ schrie ich's an. Aber anstatt zu antworten, flog der Schatten pfeilschnell fort, ich lief ihm nach; er strich mit Bindeseile zwischen den Bäumen hin. Einmal hätte ich ihn fast schon erreicht, ich war so nahe, daß ich seinen leuchtenden Athem hören und die langen schwarzen, fliegenden Haare sehen konnte; aber plötzlich verschwand er so jäh, daß ich nicht wußte, wohin er gekommen sei. Das habe ich, wie gesagt, mit eigenen Augen gesehen, zu dieser Jahreszeit vor drei Jahren in der Johannisnacht.“ — „In der Johannisnacht, just vor neunzehn Jahren war es, daß ein Mann auf der Straße nach Givry von Jean Renaud ermordet worden ist,“ sagte ein alter Schnitter. „Ich erinnere mich daran, als sei es erst gestern gewesen. Herrgott, war das damals ein Aufsehen in der ganzen Gegend! ... Was übrigens das Gespenst aus dem Herenloche anbelangt, so muß immerhin etwas Wahres dran sein, denn das Gerede darüber geht nun schon so lange. Der Bertrand hat's vor drei Jahren in der Johannisnacht gesehen, wie er sagt. Nun, ich, ich hab's vor fünf oder sechs Jahren gesehen. Und was das Sonderbare dabei ist, ebenfalls in der Johannisnacht. Uebrigens erzählte man sich schon vor zwölf Jahren, daß man allnächtlich aus dem Herenloche Klagen und Stöhnen höre.“ — „Wie gesagt,“ seufzte die dicke, furchtsame Bäuerin, „es muß ein Gespenst sein; vielleicht die arme Seele des Ermordeten, der in der Johannisnacht um ein Vaterunser wimmert.“ — „Na, so laßt Messen für ihn lesen!“ spottete der Freigeist. — „Der alte Schnitter aber sagte: „Genug jetzt von dem Gespenst, sonst können die Weiber vor Angst kein Auge zuthun. Zehn Uhr wird's gleich schlagen, machen wir, daß wir heimkommen, morgen heißt's um drei Uhr früh wieder auf sein. Die Nacht ist zum Schlafen und nicht zum Schwärzen.“

Damit gingen sie auseinander.

Die Stube Blanche's war noch erleuchtet. Diejenige Jacques Mellier's war schon dunkel; auch die Knechte waren zur Ruhe gegangen. Jean Renaud blieb allein im Hofe auf einer Steinbank. Er war in tiefes Sinnen verloren. Er hatte dem Gerede der Leute aufmerksam zugehört. Ja, es war etwas Wahres daran. Und wie seltsam, daß die Erscheinung just in der Johannisnacht so klagend und stöhnend durch die Gegend strich! ... Er erinnerte sich auch an das zerkaupte Weib, dessen Geschrei ihn und Leon zur Rettung Rouvenat's herbeigelockt hatte. Ward nicht auch sie gleichsam in der Nacht verweht wie ein Traum? Sicher war es dieses Weib, welches man für das Gespenst hielt.

Jedenfalls steckt da ein Geheimniß dahinter, das ich aufklären will,“ dachte er. „Wenn sich das Gespenst heute Nacht am Ufer der Sableuse zeigt, werde ich's sehen.“

Und er verließ den Hof und begab sich durch die schweigende Nacht nach dem Flüsse, überschritt den Steg und näherte sich dem tiefen Steinbruche, den die Leute der Gegend das „Herenloch“ nannten.

Er wählte die dunkelste Stelle des Ufers und legte sich unter ein dichtes Haselnußgesträuch. Von dort aus konnte er durch die niederhängenden Zweige der Weiden hindurch deutlich den mondbeschienenen Steg erblicken.

So hatte er länger als eine Stunde. Auf dem Thurm von Frémicourt hatte es Elb geschlagen. Plötzlich fuhr der Lauscher empor, athemlos, zitternd. Ein langer Schatten stand mitten auf dem Stege. Im Mondlicht hatte Jean Renaud deutlich ein Weib erkannt.

„Sie ist's,“ murmelte er, „die uns damals durch ihr Geschrei zur Rettung Rouvenat's herbeigelaufen hat!...“ Sein Herz klopfte hörbar.

(Fortsetzung folgt.)

Wie heize ich meinen Ofen?

Ist der Regulirföföfen vom Hafner aus in Ordnung und ausgetrocknet und will man einfeuern, so öföfne man die Fallthüre, siehe, ob der senkrechte Rost eingehängt ist und entferne allen Unrath vom waagrechten Rost. Nun wird Brennmaterial in den Schacht gefüllt und zwar so, daß die größeren Stücke auf den waagrechten Rost zu liegen kommen, die kleineren Stücke mehr oben, jedoch nicht ganz bis an die Einfüllthüre herauf. Auf diesem Brennmaterial wird nun ein kleines Holzfeuer angezündet, und wenn dasselbe vollkommen brennt, so viel Coaks oder Kohlen darauf geschüttet, daß das Feuer nach dem Schließen der Einfüllthüre noch fortbrennt. Die Fallthüre läßt man so lange offen, bis man das Feuer durch den senkrechten Rost herunterbrennen sieht. Dann wird sie geschlossen und entweder das Luftventil derselben oder das der Afschthüre so weit geöffnet als nöthig ist, um das Zimmer in der erwünschten Temperatur zu erhalten. Je mehr man die Ventile aufschraubt, desto stärker brennt das Feuer. Einige Versuche reichen hin, um das richtige Oeffnen zu finden. Will man das Zimmer sehr schnell warm haben, so öföfne man die Fallthüre so lange, bis das ganze Material in Rothglut ist, alsdann ist es aber die höchste Zeit, die Thüre zu schließen und das Feuer durch eines der Ventile zu reguliren. Nun beginnt das Feuer oben an der Fallthüre zu erlöschen und brennt nicht wie bisher von oben nach unten, sondern von unten nach oben, so daß die verbrannten Coaks oder Kohlen als Asche durch den Rost fallen und der obere Theil nachsinkt. Bei Steinkohlen ist keine Explosion mehr möglich, weil durch das Durchglühen derselben die Gase entweichen sind.

Ist der Ofen in Ordnung und das Brennmaterial gut, so kann derselbe so regulirt werden, daß bei einmaligem Füllen das Feuer 10—15 Stunden anhält, ohne daß man öfters durch Stöchern nachsehen muß. Man lasse das Feuer möglichst unberührt, denn bei einem entsprechend weiten Rost wird die Asche von selbst durchfallen. Befinden sich aber in den Coaks und Steinkohlen Steine und Schlacken, so verstopfen diese nach und nach den Rost und man muß mit dem Feuerhaken von unten durch die Spalten des Rostes dieselben auf die Seite zu schieben suchen. Natürlich muß der umgebogene Theil des Hafens messerschildförmig sein, um damit durch die Rostöffnungen zu fahren. Sollte aber der Rost zu sehr verstopft sein, so kann man das Ventil der Fallthüre öföfnen, worauf die Luft zwischen die Kohlen einströmt; sind letztere jedoch schon unter den oberen Rand der Fallthüre heruntergebrannt, so nützt dieses Oeffnen nichts mehr, sondern Steine und Schlacken sind dann von der Einfüllthüre aus mittelst des 50—60 Centimeter langen Hafens auf die Seite zu bringen. Geht die Luft durch den senkrechten Rost, so kann dieser herausfallen.

Beim Nachfällen von Steinkohlen (am besten mit der Schaufel) entwickeln sich, wenn das Feuer ganz mit Kohlen bedeckt wird, leicht Gase, welche erst nach einiger Zeit, wenn die Flamme herauszüngelt, sich entzünden und eine kleine Explosion verursachen. Läßt man aber eine Ecke des Schachtes frei, an welcher das Feuer herausbrennen kann, so ist dem Uebelstand vorgebeugt. Das Explosionsrisiko ist auch theilweise der Grund, weshalb bei Steinkohlen das Feuer immer von oben angezündet wird.

Ist das Feuer abgebrannt und der Ofen erkaltet, so öföfnet man die Fallthüre, entfernt den senkrechten Rost und reinigt den Schacht von Asche und Schlacken. Immer bleiben auch unverbrannte Coaks- und Kohlenstücke zurück, die man herauslesen kann; noch leichter geht's, wenn Alles auf den Herdrost geschüttet und, was nicht durchfällt, im Herd verbrannt wird. Will man das Feuer verlöschen lassen, so werden die Thüren und Ventile geschlossen. Wenn hierauf das Feuer nicht erlischt, so kann irgendwo noch Luft eintreten, und es ist diese Stelle zu suchen und zu repariren, oder es hat sich an Fallthüre oder Ventilen Unrath angelegt, der zu entfernen ist. Jedenfalls wird das Feuer verlöschen, wenn die Einfüllthüre geöffnet wird, wodurch auch die schlechte Luft des Zimmers abgeht.

Wenn das Brennmaterial rein ist, wie z. B. die Kohlscheider Würfelföföle, so ist es nicht nöthig, jeden Tag den Schacht zu leeren und zu reinigen, sondern es genügt, mit dem Hafen vor dem Auffüllen die Asche von dem Rost zu entfernen. Doch sollte der Schacht nach längstens fünf Tagen gereinigt werden. Der Afschenraum muß täglich geleert werden, damit freier Luftzug stattfinden kann. Im Frühjahr und Späthjahr kann die Hitze dadurch gemäßiget werden, daß der Schacht nicht alle Tage geleert, sondern immer wieder nachgefüllt wird. Denselben Zweck erreicht man auch dadurch, daß man den Ofen nicht ganz, sondern nur theilweise füllt. Man nimmt den senkrechten Rost heraus, füllt auf dem liegenden Rost ein Holzfeuer an, legt eine Schaufel Kohlen oder Coaks darauf, hängt den Treppenrost wieder ein und füllt durch die obere Thüre beliebig nach. Die Regulirung findet hierbei nur durch das Luftventil an der Afschthüre statt.

Es kann nicht genug empfohlen werden in dem Feuer so wenig als möglich zu stochern, weil in Folge davon die Kohlen immer mehr zu einer kompakten Masse zusammenhängen und die Luft nicht mehr so gut durchströmen lassen. Am besten ist es, wenn in einem Haushafe nur ein und dieselbe Person, die das Reguliren versteht, den Ofen besorgt und alle Anderen sich enthalten, an den Luftventilen zu schrauben.

Sollten sich Schlacken anheben, was bei Coaks mehr geschieht als bei Steinkohlen, so sucht man sie vermittelst des Hafens zu entfernen; sind sie aber schon sehr festgeschmolzen, so geht das Entfernen besser, wenn sie wieder in glühendem Zustande sind. Schlacken bilden sich mehr oder weniger, wenn das Feuer in's Weißglühen gebracht wird, dann fangen auch die Roste an zu

schmelzen, besonders bei Coaksfeuerung. Für einen Kachelöfen ist dieß ein bedenkliches Stadium. Ist nämlich der Schacht voll und weißglühend, was durch zu langes Oeffnen der Thüren und Ventile geschieht, so kann die Hitze den untern Theil des Ofens so auseinander treiben, daß ein Umsetzen nöthig werden mag.

Bei Kohlscheider Würfelföföle kann man das Feuer auf ein Minimum reduciren, und nach mehreren Stunden wird es nach Oeffnen der Ventile wieder frisch aufleben, was besonders bei Krankheitsfällen sehr bequem ist.

Von Zeit zu Zeit muß der Ofen gepuht, d. h. die Rauchgänge müssen von Ruß und Asche gereinigt werden. Bei Kohlscheider Würfelföföle ist dieses Reinigen einmal im Jahr nöthig, bei Coaks und anderen Steinkohlen so oft, als der Ofen nicht mehr gehörig zieht; der ausgemauerte Schacht hält bei guten Backsteinen und guter Behandlung im eisernen Ofen mehrere Jahre; im Kachelöfen muß er nach ein oder zwei Jahren erneuert werden. Ist ein Sturz in einem Kachelöfen angebracht, so sollte an einem Ende desselben eine verschließbare Oeffnung sein, durch die derselbe gereinigt wird.

Hier ist noch ein Wort über die sogenannte Ofenklappe zu sagen. Diese wird gewöhnlich in dem Ofenrohr, ehe es in das Ramin mündet, so angebracht, daß man durch eine halbe Drehung derselben die Luftverbindung des Ofens nach dem Ramin zu absperrern kann. Sie hat den Zweck, nach dem Abbrennen des Feuers die Hitze im Ofen von dem Entweichen in's Ramin abzuhalten. Wird, besonders bei Kohlenfeuerung, die Klappe zu bald geschlossen, so ziehen sich die gefährlichen Gase in's Zimmer und haben schon viel Unheil (durch Erstickung) angerichtet. Jede Ofenklappe ist unnöthig und sollte entfernt, an neuen Ofen keine mehr angebracht werden. Jeder gewissenhafte Plafchner macht ohnedieß die Klappe so klein, daß, wenn sie auch sozusagen geschlossen ist, doch noch so viel Wärme (Gase) in's Ramin entweicht, als zur Gefahrvorhütung nöthig ist. Wozu aber dann eine Klappe?

(Aus: „Haushälter“, Nr. 1. Das Heizen unserer Zimmer durch den Regulirföföfen. Stuttgart, Verlag von D. Gumbert.)



Aus allen Gebieten.

Trockenlegung von feuchten Grundmauern.

An einem Gebäude waren die Kellermauern von der aus dem Boden ausgehenden Feuchtigkeit vollständig durchnäßt. Die Rasse war sogar bis zur halben Erdgeschosshöhe aufwärts gestiegen. Es wurde nun stückweise rings um das Gebäude dicht am Mauerwerk entlang ein 60—80 Centimeter breiter Graben bis zur Unterseite der Fundamente ausgehoben; wo der Andrang des Wassers zu stark war, wurde durch Spundwände gebichtet. Dieser wurde nun bis zur Oberfläche des Erdreichs abwechselnd mit einer 30 Centimeter hohen Schichte ungelöschten Wasserfalls und einer 10 Centimeter hohen Schichte mittelfeiner Kohlenasche ausgefüllt. Der Kalk, welcher bekanntlich beim Löschen eines großen Wassersquantums bedarf, hier aber auf die in der angrenzenden Erdschicht und im Mauerwerk enthaltene Feuchtigkeit angewiesen war, absorbirte die letztere vollständig, so daß Fundamente und Wände nach und nach trocken gelegt wurden. Durch die Vermischung der Kohlenasche mit dem gelöschten Kalk entstand nach einiger Zeit eine vom Wasser undurchdringliche Schichte zwischen dem Erdreich und den Fundamenten, und binnen Kurzem verschwanden auch alle die in dem oberen Mauerwerk verbliebenen feuchten Stellen durch Austrocknen. Auf diese Weise lassen sich sowohl ganze Fundamente an bestehenden Gebäuden, sowie einzelne Gebäudetheile, welche Feuchtigkeit aus dem benachbarten Erdreich aufgesogen haben, trocken legen.

Konservirung des Brodes.

In Landhaushaltungen, wo man gewöhnlich größere Mengen von Brod auf einmal backt, pflegt letzteres, gewöhnlich im Sommer oder bei Aufbewahrung in einem feuchten Keller, leicht schimmelig zu werden. Als erprobtes Mittel gegen diesen Uebelstand empfiehlt sich, das frischgebackene Brod, sobald es aus dem Ofen gekommen, in einen Rehlack zu stecken, in welchem noch etwas Mehl übrig geblieben, und zwar so, daß die Oberenden des Brodes aufeinander liegen. Hiernach bindet man den Sack zu und hängt ihn an einem luftigen Orte frei schwebend auf. Auf diese Weise läßt sich das Brod vier bis sechs Wochen aufbewahren, ohne trocken zu werden oder auch nur eine Spur von Schimmel anzunehmen. Vor dem Gebrauche bürstet man das Brod mit einer reinen Bürste ab und legt es eine Nacht vorher in den Keller, damit es wieder geschmeidig wird.

Werth der Wasserpest (Elodia canadensis).

Die wiederholte Beobachtung, daß die bekannte Wasserpest vom Rindvieh mit besonderer Begierde gefressen wurde, hat Veranlassung gegeben, daß dieselbe von verschiedenen Chemikern auf ihren Gehalt an Nährstoffen untersucht worden ist, und es hat sich bei diesen Untersuchungen, der „Allg. Popen-Ztg.“ zufolge, herausgestellt, daß die Wasserpest dem besten Heu einer sehr guten Sorte Klee an Nährstoffen gleichsteht und deßhalb da, wo sie sich in größeren Mengen findet, als Futtermittel wohl zu verwenden ist, jedoch nur in frischem oder vielleicht außerdem nur in eingefäuertem Zustande.

Wirkung des Melonenfastes.

Nach einer Notiz des „Scientific American“ besitzt der Melonenfaß in bemerkenswerther Weise die Eigenschaft, hartes Fleisch zu erweichen; in gleichem Maße bewirken dieß auch die Melonenblätter, wenn man Fleisch in dieselben einhüllt. Von dieser Eigenschaft pflegen die brasilianischen Schlächter Gebrauch zu machen, um Fleisch von geschlachteten altem Vieh zu erweichen. Läßt man Fleisch etwa zehn Minuten lang in einem mit Melonenfaß verlegten Wasser liegen, so fällt es beim Einführen in das Feuer vom Brathpfen und zertheilt sich beim Kochen gleichmäßig in kleine Stücke. Dampft man den Saft zum Trocknen ein und löst den Rückstand in wenig Wasser, so wirkt diese Lösung energisch verdauend auf alle einseitigen Substanzen, sie läßt Stärkemehl dagegen unverändert.

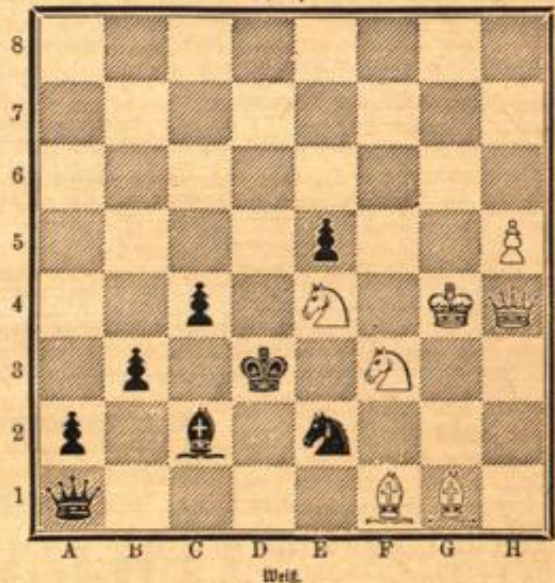
Schach.

(Redigirt von Jean Tufredne.)

Aufgabe Nr. 6.

Von Herrn D. H. R. Meyer.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 5 in Nr. 18:

Weiß.

Schwarz.

- 1) D. A 2 — F 7
- 2) Weiß setzt entsprechend Matt.
- 1) Beliebig.

Schachbriefwechsel.

Zur Aufgabe Nr. 3. Hr. M. R. in Königsberg. 1) D. H 3 — G 2 ist unrichtig wegen Z. G 4 — E 4. — Hr. R. in Karlsruhe. Auf 1) D. A 5 — B 6 zieht S. H 1 beliebig. Wenn 1) D. H 7 nimmt F 7 hindert Z. G 6 — G 7 das Matt. — Hr. in Spandau. 1) D. G 3 — F 5 wird durch Z. G 6 nicht F 6 widerlegt. — Hr. Dr. in Gießen. Geht 1) D 4 — D 5, so kann 1. R. T. G 6 beliebig ziehen, weil auf D. H 7 — D 3 +, Z. G 4 — C 4 das Schach bedt. — Hr. M. in St. Ruz (Rurien). Wenn 1) D 5 — E 6, kann Z. G 4 ein beliebiges Feld außer D 4 wählen. — Hr. G. in St. Petersburg. Auf 1) D. H 7 — H 8 hindert Z. G 6 — G 8 das Matt.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 3 erhalten von Hr. Th. H. in Bielefeld, Hr. St. in Gießen, Hr. D. in Nürnberg, Hr. Sch. in Hamburg, Hr. D. in Degg, Hr. Lg. in Frankfurt a. M., Hr. J. B. in Hebewigenloog, Hr. Th. in Gießen.

Hr. H. D. in Fulda. Nr. 3 und 4 richtig. Ihre dreißigste Aufgabe zu leicht. — Hr. in Bielefeld, Hr. D. in Nürnberg, Hr. Sch. in Hamburg, Hr. D. in Degg, Hr. Lg. in Frankfurt a. M., Hr. J. B. in Hebewigenloog, Hr. Th. in Gießen. — Hr. in Stettin. In Nr. 4 ist nach 1) S. C 2 nimmt E 3 +, R. D 5 — E 5, 2) D. B 3 — R 2 + nicht Matt, da S. B 1 — C 3 geht. — Hr. in Ulmweiler. In Nr. 2 kann nach 1) S. E 7 — G 6 +, R. E 5 — F 5 durch 2) D. B 6 — F 2 + kein Matt eintreten, weil R. F 5 — E 6 folgt. — Hr. in Pruntrut. Haben Sie die Güte, unsere Bezeichnung der Zug anzuwenden zu wollen. Wir können der Ihrigen nicht folgen. — Hr. G. W. in Gießen. Sie übersehen, daß in Nr. 2 auf 1) Z. G 4 — G 5 + der Bauer H 6 den Thurm schlagen kann.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 4 erhalten von Hr. L. in Frezen, Hr. G. in Bielefeld, Hr. D. in Nürnberg, Hr. Sch. in Hamburg, Hr. D. in Degg, Hr. Lg. in Frankfurt a. M., Hr. J. B. in Hebewigenloog, Hr. Th. in Gießen. — Hr. in Stettin. In Nr. 4 ist nach 1) S. C 2 nimmt E 3 +, R. D 5 — E 5, 2) D. B 3 — R 2 + nicht Matt, da S. B 1 — C 3 geht. — Hr. in Ulmweiler. In Nr. 2 kann nach 1) S. E 7 — G 6 +, R. E 5 — F 5 durch 2) D. B 6 — F 2 + kein Matt eintreten, weil R. F 5 — E 6 folgt. — Hr. in Pruntrut. Haben Sie die Güte, unsere Bezeichnung der Zug anzuwenden zu wollen. Wir können der Ihrigen nicht folgen. — Hr. G. W. in Gießen. Sie übersehen, daß in Nr. 2 auf 1) Z. G 4 — G 5 + der Bauer H 6 den Thurm schlagen kann.

Hr. A. B. in Lund und Hr. in Spandau. In Nr. 4 scheitert 1) D. B 3 — B 2 an S. B 1 — C 3. — Hr. L. in Gießen und Hr. G. in Fulda. 1) D. H 7 nimmt F 7 durch Z. G 6 — G 7 das Matt im Nr. 3 wird nach 1) D. H 7 nimmt F 7 durch Z. G 6 — G 7 das Matt im nächsten Zuge verhindert. — Hr. G. in Bielefeld. Ebenfalls folgt auf 1) D 4 — D 5 +, R. T. G 4 — F 4. — Hr. Dr. in Magdeburg. In Nr. 1 wird 1) D. B 7 — B 3 + durch C 5 — C 4 widerlegt. — Mehrere Herren Korrespondenten. In Nr. 1 geschieht nach 1) D. B 7 — A 6, S. E 2 — D 4, worauf kein sofortiges Matt möglich ist.

Auflösung des Räthelsprungs Seite 239:

Das Herz.

Wie oft hab' ich dir Ruh' geboten
In diesen Tagen herber Fein:
Du laßst mein Herz, gleich wie die Todten,
Sich ohne Wunsch und Hoffen sein.

Das Leben hat dir nie geküßet,
Hat jeden Traum dir schnell verweht;
Kam dir ein Wunsch — er war verflüßet,
Wenn du gehst — es war zu spät.

H. J. Widen.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. E. v. Julowewsky in Pest. Berlin mit einer Million und circa zweihunderttausend Einwohnern.

Nichtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Räthseln etc. sind uns zugegangen von: Hr. Diana Barber, Rodank; Josephine Kurnigg, Marburg; Frau Wilhelmine Pau, Behmshausen; Eva Schlieffer, Frankfurt a. M.; Hr. C. Kühn, Wien; A. v. Mittelmann, Czernowitz; R. Roggenbach, Königsblut; R. Herrmann, Mittel-Zillerthal; Hr. Koch, Wien; Hr. Verbruggen, Gladbach; Müller, Alt-Jauer; V. Zehn, Paupersdorf; A. Harle, Greibsdorf; F. Frey, Mühlhausen; D. Fleischer, Potsdam.

Hrn. Irma C. in Graz. Wir können Sie nur warnen, eine derartige Stellung anzunehmen.

Hrn. V. Fleischer. Das Alter finden wir leider nirgends angegeben.

Hrn. O. K. in Berlin. Das Montellied: „Schier dreißig Jahre bist du alt“, ist von Heide.

Hrn. O. M. in Halle. Deutsche Literaturgeschichte von Otto von Veitner (Leipzig, Spamer) wird Ihre Wünsche, ein Bildungsbuch für junge Leute zu haben, vollkommen befriedigen. Seine große Verbreitung ist ein Beweis vom Werthe dieses Wertes.

Hrn. Bertha S. in P. Grismann, Gesundheitslehre für Gebildete, München, Rieger'sche Buchhandlung.

Hrn. O. Wahlmann in Bonn. Wir empfehlen Ihnen den Leitfaden für Anfänger im Schachspiel von G. R. Neumann (Berlin, Julius Springer).

Hrn. L. J. in G. Hermann Kette lebt in Berlin. Jetzt ist wieder eine Sammlung Gedichte von ihm erschienen.

Ärztliche Korrespondenz.

Hrn. R. M. in Emmerich und Hr. G. H. in Hamburg. Die angelegten, in den Zeitungen angeführten Bücher haben durchaus keinen Werth. Durch solche Schriften wird der Leidende einzig und allein beunruhigt, ängstlich gemacht und schließlich auf die mit den betreffenden Verlagshandlungen in Verbindung stehenden sogenannten „Ärztlichen Bureau“ hingedrängt, welche gegen ein über alle Maßen

hohes Honorar auf heilsamem Wege Heilung versprechen. Es handelt sich bei allen derartigen Unternehmungen nur um industrielle Ausbeutung der durch das Lesen der betreffenden Bücher beunruhigten Patienten.

— Dr. St.
Hrn. Robert L. in Halle. Gegen erkrankte Hände und Füße läßt sich auf dem Wege der Korrespondenz kein Heilmittel verordnen, da der Grad des Leidens für die betreffende Verordnung maßgebend ist.

— Dr. St.
Hrn. F. R. in Jglau. Das angelegte Leiden ist ein chirurgisches und nur durch direkte Behandlung heilbar. Sie müßten daher sich der Behandlung des in Wien bereits konsultierten Arztes, welcher einen bedeutenden Ruf in diesem Fache genießt, längere Zeit unterziehen.

— Dr. St.
Hrn. M. P. in St. Eine Schlafzeit von acht Stunden während der Nacht ist für jeden gesunden Menschen genügend.

— Dr. St.
Hrn. W. St. in R. Da das Ausfallen der Haare verschiedene Ursachen haben kann, so ist ohne die Kopfhaut untersucht zu haben, es und nicht möglich, in der ärztlichen Korrespondenz einen Rath zu ertheilen.

— Dr. St.
Hrn. F. W. L. in W. und Hr. Otto K. in Magdeburg. Ohne persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes kann kein Rath ertheilt werden.

— Dr. St.
Hrn. A. M. C. in Koblenz. Nasenpolypen können nur auf operativem Wege beseitigt werden. Sie müssen sich daher persönlich an einen tüchtigen Arzt wenden, welcher gleichzeitig erfahrener Operateur ist.

Anfragen*.)

6) Wo kann man Champignonkeime oder Samen zur Anpflanzung bekommen?
A. J. in Breslau.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch sehr zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die „Donna Anna“, Roman von Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — Stolz und Eigendünkel. — Der kleine Kapitän. — Schwarzwildjagd im t. t. Thiergarten bei Wien. — Ein jüdisches Färbereiamt. — Rezept für eine gute Gase. — Thierkultur in Bengalen. — Fluchbeladen, Roman nach Emile Zola von Emile Bacano. Fortsetzung. — Wie bringe ich meinen Oten? — Aus alten Geschichten. — Schach. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Der kleine Kapitän. — Fluchbeladen: Die Gräfin und Leon. — Thierkultur in Bengalen: Die Thierkulturen; Die Jassonmashine; Ein Thierkult; Das Köhen; Ein Verkaufsfloß. — Schwarzwildjagd im t. t. Thiergarten bei Wien. Zeichnung von Albert Richter. — Das Gelegenheitsgebiß, nach Etizzen von F. v. R.

Neues illustriertes Prachtwerk

aus dem Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Die schöne Müllerin.

Liedereyklus von W. Müller.

In Musik gesetzt von Franz Schubert.

Illustrirte Pracht-Ausgabe

mit 60 Original-Zeichnungen von A. Baumann und R. Schuster.

Preis elegant kartonnirt 12 Mark, in reichverziertem Original-Einband mit Goldschnitt 18 Mark.

Urtheile der Presse:

Die reizenden Müllerlieder, die durch Franz Schubert's innige Weisen ein Gemeingut aller Freunde des deutschen Liedes und Sanges geworden, sind in einer Prachtausgabe erschienen, die neben Text und Musik der Müllerlieder noch eine Reihe vorzüglicher Bilder darbietet, durch welche die unvergängliche Dichtung Wilhelm Müller's in schönster Weise illustriert wird. Für drei von Schubert nicht komponirte, bei Gesamtaufführungen des Cyklus sonst — wie Prolog und Epilog — nur reitirte Lieder ist eine dem Styl Schubert's möglichst nahe kommende Komposition des Professors Dr. Ludwig Stark gewählt worden, so daß nunmehr die 23 Müllerlieder auch in musikalischem Sinne ein zusammenhängendes Ganze bilden. Den Freunden des Gesanges und besonders den Verehrern Franz Schubert's wird dieses in jeder Beziehung glänzend ausgestattete, als Festgabe für gebildete Kreise zu empfehlende Prachtwerk hochwillkommen sein.

Schlesische Zeitung.

Eine ähnliche, geschweige denn eine künstlerisch so hervorragende Ausstattung haben diese köstlichen Kompositionen des unsterblichen Liedersängers noch nicht gefunden, und diese Ausgabe darf denn auch von seinen unzähligen Verehrern mit der größten Freude begrüßt werden. Die Anordnung des Ganzen ist in der Weise getroffen, daß von jedem Liede zuerst der Text, dann ein Holzschnitt, dann die Musik mit wiederholtem Texte gegeben wird. Die einzelnen Illustrationen wie ihre technische Wiedergabe sind vorzüglich. Das Ganze umschließt ein Einband, der ebenfalls eine Meisterleistung der Buchbinderei ist. So tritt dieß Werk als ein Prachtwerk ersten Ranges unter den Festbüchern dieses Jahres auf und wird unzweifelhaft seinen Platz unter vielen Festbüchern finden.

Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Ankündigungen.

Die fünf gepolsterte Kompartiments 60 Wg.

Gediegenes und billiges Familienblatt.

Neues Journal.

Spannende Romane, interessante Aufsätze, Reiche Illustrationen.
Preis pro Quartal nur 80 Pfg.

Alle Postanfragen und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.
Verlag von H. Alexander, Leipzig und St. Petersburg, 425

Meine vorzüglich singenden

Kanarienvögel

(meine Broschüre I. und II. à 50 Pfg.)
halte ich zur Versendung bereit.

R. Maschke,
St. Andreasberg im Harz.

Das angenehme und gesunde Zimmerparfüm in der von Professor Dr. Koclam in Leipzig empfohlenen Kabinett'sche

Coniferen-Geist.

Derselbe erzeugt geräuchert in Wohn- und Krankenzimmern die reine ätherische Nichtenadelluft und ist unentbehrlich für Brust- und Nervenleidende. 1 Flasche mit 6 Flaschen = 6 M. 1 Geruchungsapparat 2 M. Preisliste gratis. Ich die von den größten Wiener und Pariser Aromenherstellern empfohlenen

Eucalyptus-Mund- und Zahnpfenz, das beste Konservirungs- und Schutzmittel der Zähne, des Zahnfleischs und zur Verhütung des üblichen Mundgeruchs. 1 Flasche mit 4 Flaschen = 5 M. Nur zu beziehen durch S. Radlauer's Nothe Apotheke in Vosen. 423



Schreibliche,

Dr. G. Wolf's Patent, für Kinder und Erwachsene.

Von ersten Autoritäten und Kerklen als das Beste in diesem Zweige anerkannt. Preisliste und Preiscurante gratis und franko. Selbstreie Lieferung. Allenfallsiger Lager bei W. Becker, Hamburg. Bei den Pumpen 12

Zauber-Apparate

für Kinder und Erwachsene.
! Stets das Beste!
in Begleit- und Jugendbüchern
en gros und en detail.
Illustrirte Preiscurante gratis.
Zauberapparate-Hauptdepot
in Wien.

Für Männer jeden Alters sehr wichtige Ernährung. Nützlich begünstigt und empfohlen. Preisliste, sowie Prospekt verschickt franko. Verschließen gegen Einsendung von 50 Pfg. in Briefmarken.
Generalagent Wujatti
in München.

C. Domloose
44 M. bei A. Masch, Berlin, Moikenn. 14. (Porto 15 Pfg.)

Versandt-Geschäft
MEY & EDLICH,

LEIPZIG
9 Neumarkt LEIPZIG 9 Neumarkt
versendet

nachstehende Waarengattungen direkt an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an, in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den illustrierten Preis-courant von dem Versandtgeschäft Mey & Edlich, Leipzig, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franko an Jedermann gesandt wird.

Specialitäten

Versandt-Geschäfts MEY & EDLICH, Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen,

Manschettenknöpfe mit Eindrehschraub und Feder,
Shirtings, Chiffons und Hemdentuche,
Rein leinene Taschentücher für Damen,
Herren und Kinder,
Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben,
Weisse Batist-Cravatten für Herren,
Bunte Satin-Cravatten für Herren,
Rüschen von Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen,
Chocolade; Mey's Cacao pulverisirt,
Schwarzer Chinesischer Thee,
Biscuits und Waffeln,
Toilette-Seifen und Parfüms,
Leinene Oberhemden-Einsätze,
Herren- und Knaben-Oberhemden,
Leinene Handtücher,
Leinene Wischtücher,
Hansleinen,
Prima geklärt Creas Leinen.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.
Illustrirte Preiscurante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franko versandt.

Das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig,
garantirt und verschickt nur beste Waare, selbst vom kleinsten Quantum an, zu den billigsten Preisen.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das
Versandt-Geschäft MEY & EDLICH,
9 Neumarkt, Leipzig.

Anerkannt vorzügliches Lehrbuch für den Klavierunterricht.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Klavier-Schule für Kinder

mit besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang bearbeitet von
Heinrich Reiser.

In vier vollständig umgearbeiteten und bedeutend vermehrten Abtheilungen.

Preis der ersten Abtheilung, zweisprachige Auflage, elegant broschirt . . . M. 2. 50.
zweiten Abtheilung, dreisprachige Auflage, elegant broschirt . . . M. 3. —
dritten Abtheilung, neunte Auflage, elegant broschirt . . . M. 3. —
vierten Abtheilung, sechste Auflage, elegant broschirt . . . M. 3. —

Urtheile der Presse:

Die Reiser'sche Klavierschule erfreut sich mit Recht einer weiten Verbreitung. Neben den naturgemäß fortschreitenden mechanischen Übungen kommt auch das melodische Element zur vollen Geltung, so daß dem Schüler zugleich Lust und Liebe zum Ueben erweckt wird. Wir halten diese Schule für eine der vorzüglichsten und empfehlen sie namentlich für junge Anfänger. Ausstattung vorzüglich.

Praktische Schulreitung.

Eltern und Klavierlehrer werden dieses Werk gewiß mit Freuden begrüßen, denn es ermöglicht jedem Lehrer, auch dem, der noch nie Anfänger unterrichtet, dem Schüler eine wirklich breite Basis für die erprießliche Weiterentwicklung des Spiels zu geben, es leitet ihn an, sich dem kindlichen Bedürfnisse zu nähern, da es zu den Etüden ausreichende Bemerkungen bringt, es ist ein richtiges Elementarbuch.

Freie deutsche Schulzeitung.

Die Reiser'sche Klavierschule für Kinder ist, wenn auch nicht mehr die einzige, doch eine der vorzüglichsten und empfehlenswertheften. Um von der Art des Vorgehens des Verfassers einen Begriff zu geben, sei erwähnt, daß der Schüler, sobald er die Namen der Noten weiß, zu spielen anfängt und 74 Beispiele spielt, bevor er etwas über den Werth und die Dauer der Noten erfährt. Bis dahin sind die Noten anfangs bloß durch Punkte, später durch Viertel bezeichnet und haben alle gleiche Dauer. — Daß die Schule praktischen Werth hat und schon von Vielen mit Erfolg benutzt wurde, beweist am deutlichsten die hohe Zahl der Auflagen, die sie erlebt. Daß sie auch fernerhin ihren Platz, trotz der ihr in den letzten Jahren erstandenen Konkurrenzrivalen, mit Ehren behaupten wird, davon sind wir überzeugt. Oesterreichische Musikzeitung.

WIE stellt man d. Ausfallen d. Haare sofort? beseitigt man abnorme Rösche d. Nase? Wiesenhaft. Abh. 20. d. d. Verlag. Kulan. Breslau.

WIE stellt man d. Ausfallen d. Haare sofort? beseitigt man abnorme Rösche d. Nase? Wiesenhaft. Abh. 20. d. d. Verlag. Kulan. Breslau.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Die kranke Köchin.

Die Liebe im Dativ.

Zwei ernsthafte Geschichten

von Paul Lindau.

Mit 15 Illustrationen von Julius Ehrentrauf.

Zweite Auflage.

Eleg. brosch. Preis M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Diese „ernsthafte Geschichten“, in Wahrheit aber Ergüsse des fröhlichen Humors und der heitersten Laune aus der Feder des berühmten Satirikers und Dichters, erfreuen sich dauernd der Gunst des Publikums, das beweist diese zweite Auflage. Besonders als Reiselektüre ist das Büchlein sehr beliebt.